Der

Bunte Vogel

von 1897

Ein Kalenderbuch von

Otto Julius Bierbaum

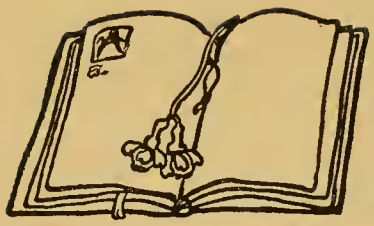
Mit vielen Zeichnungen von Felix Vallotton und E. R. Weiß

Berlin zu Weihnachten 1896 im Verlage von

Schuster und Loeffler

DER BUNTE VOGEL

Von diesem Buche sind dreißig nummerierte Liebhaberabzüge veranstaltet worden und zwar ❧ Fünf Stück auf kaiserlich japanischem Papier zum Preise von je 30 Mark ❧ Zehn Stück auf holländischem Büttenpapier zum Preise von je 12 Mark ❧ Fünfzehn Stück auf deutschem Büttenpapier zum Preise von je 10 Mark.



Von Otto Julius Bierbaum sind im Verlage von Schuster und Loeffler in Berlin erschienen:

Die Schlangendame (Humoreske mit 38 Zeichnungen von Vallotton). Lobetanz (Singspiel, Umschlag von Th. Th. Heine). Studentenbeichten (Novellen, Umschlag von Stuck). Detlev von Liliencron (Monographie mit Liliencrons Portrait). 25 Jahre Münchener Hoftheatergeschichte (Geschichte der Perfall'schen Theaterleitung).

Gleichfalls bei Schuster und Loeffler sind die beiden Jahrgänge des von O. J. B. herausgegebenen Modernen Musen-Almanachs erschienen.

Im Frühjahr 1897 wird bei Schuster und Loeffler erscheinen: Die vernarrte Prinzeß (Fabelspiel mit bunten Lithographieen von E. R. Weiß.). Stilpe (Ein Roman aus der Froschperspektive mit Bierbaums Bildnis von Vallotton).

Bei Gustav Schuhr erschienen die Gedichtbände: Erlebte Gedichte (mit Titel von Stuck). Nemt Frouwe disen Kranz (mit Titel von Stuck). Bei Hugo Storm (Verlag für Deutsches Schrifttum): Pankrazius Graunzer, der Weiberfeind (Roman). Bei Dr. Albert und Co.: Fritz von Uhde (Monographie). Franz Stuck (Prachtwerk). Bei Karl Schüler: Aus beiden Lagern (Ausstellungsbetrachtungen).

Meinem lieben

Albrecht Beneke

zu eigen

Der Bunte Vogel von Achtzehnhundert-undsiebenundneunzig / Ein Kalender-buch von Otto Julius Bier-baum / Mit Zeichnungen von Felix Vallotton und E. R. Weiß

Berlin 1896 im Verlage von Schuster und Loeffler

Alle Rechte vorbehalten

THE GETTY CENTER
LIBRARY

Vorwort.

Als es noch nicht die ungeheuerliche Menge von Zeitungen gab, die uns heute in schlechtes Papier und Politik einwickeln, da war der Kalender die einzige regelmäßige Litteraturerscheinung bei Bauer, Bürger und Edelmann. In protestantischen Ländern rangierte er direkt neben Bibel und Gesangbuch, und weil er profaner war als diese, so hatten die Leute ein besonders vertrauliches Verhältnis zu ihm.

Heute hält eigentlich nur der Bauer noch zu ihm, soweit nicht auch er zur Eigenschaft eines Abonnenten emporgerückt ist. Denn die Zeitung, ziviliſatorisch wie sie nun ist, schiebt den Kalender beiseit. Sie hat ja überhaupt die freundliche Tendenz, das Buch totzumachen.

Ihr Benehmen gegen den Kalender ist aber doch nicht nett, ja eigentlich pietätlos, denn der Kalender ist ihr Großvater. Aus ihm, der Jahreszeitung, sind sie alle geworden, die Monats-, Wochen- und Tagesblätter, diese entsetzlich große Familie, die sich immer weiter vermehrt und, ich ahne es mit Grauen, auf die Morgen-, Mittags- und Abendzeitungen bald auch Stundenblätter folgen lassen wird. O köſtliche Zeit, in der wir das Neueste allstündlich so neubacken erhalten

werden, daß es nach sechzig Minuten bereits wieder altbacken sein wird. Als Wochenprämie wird man uns ein Fläschchen Nervensubstanz, gewonnen aus ruhigen, grasmalmenden Tieren, überreichen, und allmonatlich werden wir, gegen Vorweisung unserer Abonnementsquittung, auf Kosten der Redaktion eine Kaltwasserheilanstalt besuchen dürfen.

Man sieht: ich bin auf der Höhe der Zeit. Ich eile ihr sogar ahnend voraus. Jedenfalls gebe ich mich über das Schicksal des Kalenders keinen Täuschungen hin. Der Großvater ist aufs Altenteil gesetzt, und die wackeren Enkel haben schon den Kalk gelöscht, mit dem sie das Winkelchen neu betünchen werden, in dem er seinem nahen Ende entgegen träumt.

Und trotzdem ziehe ich diesem meinen Buche den altmodischen Großvaterflaus des Kalenders an.

Darüber muß ich umsomehr Red und Antwort stehn, als sich meine literarische Persönlichkeit in jenem Schubfache der Litteraturapotheke befindet, auf der zu lesen ist:

Gift! † Gift!

Moderne.

Ich will ganz offen sein und als ersten Grund meine Privatliebhaberei für den Kalender nennen. Es fehlt mir nicht an Empfindung dafür, daß das eine atavistische und ganz unzeitgemäße Liebhaberei ist, eine Liebhaberei, die in ihrer Verbindung mit anderen Neigungen zum altväterisch Behäglichen mich in den Geruch der Philistrosität zu bringen recht wohl geeignet ist. Bleibt mir wohl nichts anderes übrig, als diesem Geruch mit würdiger Gelassenheit entgegen zu harren. Dafür, daß er nicht in meine Seele dringt, werde ich indessen Sorge tragen. Obwohl ich nicht die Ehre habe, zur Zunft der modernen Psychologen

zu gehören, die im Seelenquerschnitt erstaunlich kühn und gewandt sind — Gott erhalte sie bei guter Gesundheit! — so weiß ich doch, daß Zufuhr frischer Gegenwartsluft für eine rechtschaffene Seele, die nicht modern will, unumgänglich nötig ist.

Aber ich habe auch noch andere Gründe, die ich gleichfalls mit geziemender Offenheit darlegen will, obwohl ich mir nicht unklar darüber bin, daß sie alle Eigenschaften dazu haben, witzigen Köpfen zu willkommenen Zielscheiben zu dienen. Je nun! Auch der Witz ist eine Gabe Gottes, und es ist ein gutes Werk, ihn zu entbinden. Auch finde ich nicht, daß er weh thut, es sei denn, er gehöre zu der infamen Abart, die pöbelhaft und dumm ist und deshalb schmerzliches Mitleid mit den armen Teufeln bereitet, die solches Zeug von sich geben müssen.

Also, ich habe da weiters einen praktischen Grund. Nämlich, wie es nun einmal meine Bestimmung zu sein scheint: es fallen mir jahrüber eine Menge kleine Dinge ein und auf's Papier, die so vielfältig und stückweise unzusammenhängend sind, daß man sie nicht wohl anders aufbewahren kann als in einem Schlauch oder einem Sack, darein alles geht. Freilich ist es eine Frage, ob es sich lohnt, sie aufzubewahren. Aber darüber kann ich nicht gut reden. Das mögen jene anderen entscheiden die dazu berufen sind, sei es von Gnaden Gottes oder einer Redaktion. Ich will ihnen dankbar sein, wenn sie es nicht in gar zu gröblicher Manier thun. Ein Schwerverbrecher bin ich schließlich nicht. Aber dies beiseit und angenommen, daß es sich lohnt, diese Kleinigkeiten aufzuheben: was bliebe mir übrig? Ich müßte, Gott bewahre mich, alljährlich einen Band Gedichte, einen Band Novellen, einen Band Essays und womöglich einen Band Miscellen, oder wie man so was nennen mag, herausgeben. Das wäre, und damit winke ich wieder ein paar Witze heran, doch gräßlich. Aber es wäre auch

unzweckmäßig. Denn, wenn Einer ein Buch herausgiebt, und wären es auch bloß Gedichte, so lauert unfehlbar, was auch die ganz Stolzen unter uns sagen mögen, der Wunsch dahinter, daß dieses Buch gelesen werden möchte. Und nun frage ich Sie, meine Herrschaften: wer liest z. B. ein Buch Gedichte? Oh ja, die jungen Mädchen! Aber für die ist durch die Blüten und Perlen deutscher Dichtung und durch andere Werke emsiger Blütenleser und Perlenfischer ausgiebig gesorgt. Und dann Novellen, Märchen u. s. w. Gewiß, die liest man. Aber, meine Lieben, kauft man sie auch? Bitte, drücken Sie sich nicht! Wahrlich, wahrlich, ich sage Ihnen: auch Sie sind in einer Leihbibliothek abonniert. Ich will Ihnen nicht zu nahe treten; Sie halten auf Reinlichkeit und greifen diese nicht immer sauberen Bände nur mit Handschuhen an oder haben sich eine hübsche Schutzdecke dafür gemacht, oft aus so schönem und kostbarem Stoffe, daß Sie zehn Bücher dafür kaufen könnten; aber, mit oder ohne Handschuhe, mit oder ohne Feigenblatt: auch Sie fröhnen dem Laster der Leihleserei. Nun, nun, ich weiß, was für Gründe Sie dafür anführen. Sie sagen: es giebt so viele Bücher, die man nur einmal liest; soll man die alle kaufen? Jetzt hab ich Sie! Und jetzt schieß ich auf mein Ziel! Und jetzt enthüll ich Ihnen den praktischen Kalender-Grund. Ich frage Sie: Giebt es ein Buch, daß seiner ganzen Bestimmung nach so darauf angelegt ist, immer wieder in die Hand genommen zu werden, wie ein Kalender? Holt man sich einen Kalender in der Leihbibliothek?

☛ Hier können Herzen ausgeschüttet werden! ☚

Ich habe Ihnen hier ein größeres Stück leeren Papieres frei gelassen, worauf Sie Platz genug für Interjektionen aller Art finden. Da ich nicht ohne Phantasie bin, kann ich mir ungefähr darstellen, wie Sie sich geäußert haben, und ich bin, wie ein höflicher Minister, der lächelnd einem Interpellanten sofort klar macht, wie ganz verfehlt und im höchsten Grade überflüssig es war, zu interpellieren, augenblicklich bereit, alles zu widerlegen, was Sie gegen mich vorgebracht haben. Sollten Sie grob gewesen sein, so werden Sie mit Reue an mir sehen, wie Höflichkeit den Menschen ziert.

Also, Sie meinen, es wäre doch etwas plump und unwürdig von einem Dichter, sich aus materiellen Gründen als Kalendermann zu maskieren.

Darauf erwidere ich Ihnen, daß ich, solange mir das deutsche Reich oder irgend einer seiner noch immer zahlreichen Einzelstaaten (denen allen ich Mäcene als Regenten wünsche) keinen Ehrensold gewährt, sei es auch nur in Form einer Produktionsprämie nach Art der für Spiritus- und Zuckerfabrikanten, und solange sich auch im Uebrigen niemand findet, der mich aus freien Stücken in die Priesterkaste der Rentiers erhebt, was beides zu den Wahrscheinlichkeiten zu rechnen ich bei im übrigen gut ausgebildetem Optimismus nicht hoffnungsverwegen genug bin, ganz abgesehen davon, ob ich mich so angenehm fühlbaren Ehrungen für würdig erachte (wenn ich in diesem Buche noch einmal eine solche Periode verübe, bin ich es gewiß nicht) — also: ich erwidere Ihnen, daß ich bei meiner augenblicklichen Steuerklasse genötigt bin, meinem olympisch nackten Idealismus mindestens ein materielles Mäntelchen umzuhängen, damit er mir nicht erfriere. Dies auf ihre zweimal unterstrichenen „materiellen Gründe."

Dann aber die Maskerade. Ich erlaube mir zuvörderst zu be-

streiten, daß es eine ist, verweise Sie aber wegen dieses Punktes auf die Ausführungen, die ich nachher zu machen gedenke, wenn ich Ihnen die inneren Gründe der Kalenderform enthülle. Jetzt will ich Ihnen zu Liebe einmal annehmen, Sie hätten recht, und es wäre eine Maskerade, ein Ueberwurf, ein spaßhaft Wandeln in fremden Kleidern. Von den schmückenden Beiwörtern plump und unwürdig seh ich dabei ab, weil ihre Zurückweisung auch in den späteren Ausführungen mit eingeschlossen ist. Ja, meine Verehrten, wäre denn das Maschkera-Gehn so gar was Böses? Ist es nicht eine lustige Uebung und sehr geeignet, uns das graue Einerlei dieser allzustramm über einen Leisten geschlagenen Zeit vergessen zu machen? Und: sind wir nicht ohnehin recht oft gezwungen, uns zu vermummen gerade dann, wenn wir unser Eigenstes zeigen wollen? Gerade der Dichter heutiger Zeit darf oft nur im steifen Domino oder im Zottel- und Zackenkleide des Narren passieren. Ich selbst habe mich einem verehrten Publikum schon oft in der Feuilleton-Manege großer Zeitungen als Eier-Tänzer produziert, und ich beklage es nicht, denn indem ich zwischen den bunt im Kreise aufgestellten Eiern des huschenden, zupfenden, kichernden Feuilletonstils hin und wider sprang, hab ich für Meister wie Boecklin, Thoma, Uhde, Liliencron Anteilnahme und Verständnis erweckt in einer Zeit, da man diese großen Künstler noch nicht mit vollem Ernste behandelt sehen wollte.

Aber es drängt mich, nun zu meinen inneren Gründen zu kommen, aus denen, wie ich hoffe, auch hervorgehen wird, daß mir der Kalender keine Maskerade ist. Ich will mich kürzer fassen, als Sie nach den bisherigen Erfahrungen mit dieser Vorrede hoffen werden. Geräts trotzdem lang, so trösten Sie sich mit der Gewißheit, daß dieses Buch nur *eine* Vorrede hat.

Und nun seien Sie so freundlich und entnehmen Sie aus den folgenden Ausführungen meine inneren Gründe.

Das Wesen des Kalenders, im alten eigentlichen und späteren Almanachssinne, liegt darin, daß er ein Hausbuch ist, will sagen: ein Buch nicht für den Bücherschrank, sondern für den Tisch, ein Buch, das zugleich eine Art Gerät ist. In seiner Eigenschaft als Jahresuhr ist er ein Gerät, in seiner Eigenschaft als Sammlung von allerlei Litterarischem, Unterhaltendem, Belehrendem ist er Buch. So sind alle die unzählichen Volkskalender. Mich dünkt das sehr schön, ganz sinnbildlich schön, dieses Umranken des großen Jahresbildes mit Spielen des menschlichen Sinnens und Denkens, und mir scheint, man sollte dieses schöne Verhältnis nicht blos der Kalenderfabrikation „für's Volk" überlassen. Diese Kalenderhersteller sind, zumal in katholischen Ländern, zumeist Geistliche, und dieser Umstand besagt für diese Geistlichen nur Gutes. Er besagt, daß sie es verstehen, den Gehalt ihres Glaubens, Denkens, Empfindens nachdrücklich ans Leben zu schmiegen. Ihre Kalender geben das Bild der Zeit in Ranken der Religion. Warum sollen wir es nicht in Ranken der Kunst geben für die, denen die Kunst wenn nicht Religion so doch ein starkes Lebensbedürfnis, ein erhebender Lebensfaktor ist? Sie kennen das Wort Nietzsches: „Alles Tröstendes ist Kunst."

Damit sage ich, an wen ich mich wende, und welche Bedeutung ich der Kunst zumesse.

Ich lebe nämlich der Meinung, daß Kunst und Dichtung mehr sein sollen als das Lustwäldchen, in dem man Sonn- und Feiertags ein paar Stunden spazieren geht, um gleich darauf, zurückgekehrt in graue Häuser, kein weiteres Verhältnis zu ihm zu haben, als die Sehnsucht nach frischer Luft und frei wachsender Schönheit. Ich

meine, sie sollten auch mehr sein als die Sonntagskirche, die man aus Herkommen oder Erbauungsbedürfnis aufsucht. Nach meiner Meinung sollten sie sein wie ein Garten beim Hause, wie eine Kapelle im eigenen Heim. Sie sollten schmückend immer um uns sein, Licht und Luft für unsere feineren Sinne. Es müßte überhaupt kein Leben geben ohne sie, — dann erst wäre das Leben recht reich und heiter, und der Geist der Schwere wiche von ihm, dieser Geist, der uns heute umnebelt und zu keuchenden Tieren macht. Denke man sich doch einmal Menschen, die von der Kunst so getragen, so durchleuchtet, so innerlich und immerdar begleitet wären wie jene einfältig gläubigen Seelen des Urchristentums vom Glauben, die nie ohne Gott waren, weil sie ihn im Herzen hatten. Das wären mir recht moderne Menschen mit neuen Werten des Lebens in sich, keine Problemzerspeiler und Diskussionswüteriche, keine Jongleure mit Schlagworten, keine Virtuosen der Ichzersetzung, sondern ruhige Aufbauer ihrer selbst im Lichte einer heiteren Weltanschauung, die die Verklärung des Lebens durch das tiefe Spiel der Schönheit lehrt.

Ich fühle, daß es fast grausam ist, derlei zu sagen in einer Zeit, in der so viele zu einem Leben ohne Licht und Freiheit verdammt sind. Aber ich fühle auch, daß es eine Thorheit und Ansteckung ist, deshalb mit zu keuchen im grauen Grimme. Wir nehmen keinem Beladenen die Bürde von den Schultern, indem wir uns selber mit der Seelenlast bebürden, die ihn drückt. Wir machen die Welt nicht heiterer, wenn wir mit den Stöhnenden stöhnen und mit den Schleichenden schleichen. Ist es uns auch nicht gegeben, mit einem Schlage die Welt in ihrer Weite zu erhellen, so vermögen wir doch uns und unseren Umkreis hell zu machen und in das große Grau einen Lichtkreis zu werfen, vor dem die Schatten fliehen. Wir wollen mit der Helligkeit unserer Freude am Schönen, mit unserer Künstlerlust am bauenden

Spiele das Dunkel um uns nicht verhöhnen, wollen ihm vielmehr ein Zeichen und Ziel sein und eine weitere Ermunterung, sich selbst zu überwinden. Sollte es dahin kommen, daß diese Selbstüberwindung sich nicht anders vollziehen kann als durch ein großes Instückeschlagen, — nun, so werden auch wir mit hineingerührt werden in das blutige Kulturklein, die rauchende Vorspeise zum Festmahle jener Menschheitszukunft, von dem die Zukunftsköche sagen, daß es Alle satt und froh machen werde, ohne irgend wem Verdauungsbeschwerden zu bereiten. Auch diese Aussicht soll uns nicht davon abwendig machen, schon jetzt nach Möglichkeit den guten Dingen auf der Tafel des Lebens ihr Recht werden zu lassen, und wir hoffen, daß die Stücke unsrer Weltanschauung jener roten Vorspeise soviel gutwürzigen Geschmack verleihen sollen, daß die tafelnden Sieger vielleicht auf den Gedanken gebracht werden, es sei rätlich, davon ein wenig mit in die Zukunftsküche zu übernehmen.

Ich möchte das gastronomische Bild nicht verlassen, ohne es auch auf andre Leute angewandt zu haben, auf die nämlich, die mit vollen Backen heute bei Tische sitzen. Auch ihnen thäte ein bischen Würze aus unsrem Schranke gut. Sie hindert nichts, zuzulangen, es sei denn ihr Geschmack, der die feinen Würzen nicht liebt. Aber sie wollen blos das Kompakte, das, was ihre Religion, die Lebensmittelchemie, als fleisch-, fett- und knochenbildend anerkannt hat. An ihrem Tische präsidiert der Geist der Schwere ganz persönlich, weshalb denn ihr ganzes Leben eine große Verdauungsbeschwerde ist. Kein Wunder, daß sie nicht tanzen können mit ihren schweren Bäuchen, kein Wunder, daß sie unsre Lehre vom schönheitverklärten Lebensspiele nicht begreifen können, da sie selbst das Essen mit einem greulichen Ernste betreiben. Freilich geruhen sie gerne, die Kunst einmal zu Gaste zu bitten, daß sie ihnen das

Geschäft der Verdauung mit ein bischen Tanz und Heiterkeit erleichtere, aber das ist nur ein jammervoller Behelf, und diese Dessert-Kunst hat keine Dauerkraft für die Seelen. Wirklichen Lebenswert besitzt nur die Kunst, die den Seelen dauernd innewohnt, die wie die Religion das Leben hebt, die Herzen erfüllt. Es ist ein Firlefanz, vor Tisch zu beten „Komm Herr Jesu, sei unser Gast", und tagüber unausgesetzt Herrn Jesum ins Gesicht zu schlagen wie jene Juden im Gefolge der pharisäischen Schriftgelehrten, und es ist eine läppische Komödie, nach Tisch oder sonst einmal in einer trägen Pause mit der Kunst von ferne ein bischen schön zu thun, während man tagüber böotisch im Kreise trottet, wie das blinde Pferd um den Göpelpfahl.

So ist denn die Gemeinde derer, die sich in Tanz und Andacht zur Kunst als einem wesentlichen Bestandteile des Lebens bekennen, nicht gar groß. Es fehlen ihr die Massen, die durch die Magenfrage, und es fehlen ihr die Kreise, die durch den Magen selber völlig in Anspruch genommen werden. Bleiben also blos jene übrig, die unter dem Namen von Kunstfreunden entweder einzeln oder truppweise in Vereinen das Vaterland zieren . . .

Sehr wohl . . .

Na, gewiß! . . .

In der That . . .

Hm!

Hm! . . . . . Indessen . . . . . Wie meinen Sie? . . . . . Entweder leide ich an Gehörshaluzinationen, oder es befindet sich jemand in meiner Nähe, der leise, aber vernehmlich sagt: Leim!

Leim?

Ja wohl: Leim! (Dies schon recht laut.)
Zum Kleben?
Und Gimpelfangen! (Ganz laut.)

Ich habe das ganze Zimmer durchsucht. Es ist niemand da. Und trotzdem diese Stimmen! Ist das nicht unheimlich? O meine Lieben, ziehen Sie niemals in ein Schloß aus dem frühen Mittelalter! Und wenn Sie am Dreikönigstage Weihrauch pfundweise verräuchern, es hilft Ihnen nichts. Immer wohnt Spukgesindel bei Ihnen zur Aftermiete. Und was dieses Gespensterzeug für Ideen hat! Lebendige Menschen würden sich Sünden fürchten, derlei zu denken. Eine Probe haben Sie ja eben miterlebt.

Leim sagt das Gespenst von den Kunstfreunden!

Und: zum Gimpelfangen!

Es bleibt mir nichts übrig als der Höllenzwang: „Weiche von dannen, du Engel des Hochmuts, und pralle elend in deine Quaals, die du dir selbst gewircket hast, zurück! Do no stoka flooga zapada hualno ime Gospodno! Kå tu Satana, hyppage se is ton orkon. Schalom lechem! Amen!"

Drei Tage später:

Die Sache hat mich doch angegriffen. Ist es schon keine Kleinigkeit, einen Menschen hinauszuwerfen, so ist es geradezu ein Stück Arbeit, dies an einem respektlosen Teufel zu thun. Sämtliche Vereine von Kunstfreunden sollten mich dafür zum Ehrenmitgliede ernennen, doch verzichte ich ein für allemal und ausdrücklich auf ihre Jahresprämien. Ich habe hier keinen Antiquar in der Nähe, und mein Makulaturabnehmer legt auf Dünnheit der Papiere Gewicht.

Zudem muß ich gestehn, daß die teuflische Einflüsterung nicht ganz ohne Eindruck auf mich geblieben ist. So grobe Invektiven wie Leim weise ich freilich zurück, aber es sind mir doch einige Zweifel darüber aufgestiegen, ob die Gesamtheit der vereinsmäßig inkorporierten Kunstfreunde zu unsrer Gemeinde derer gehört, die in einem Lebensverhältnis zur Kunst stehen. Ich glaube, es sind meist auch blos Sonntagsfromme. Die Kirche, die sie an Sonn- und Feiertagen besuchen, heißt der Kunstverein, und ihre Gebete darin sind nicht immer lieblich. Um mit der Kunst in kein allzunahes Verhältnis zu kommen, haben sie ihr eine unnahbare Erhabenheit angedichtet. Sie murmeln verzückt, sie sei so göttlich und über die Maßen heilig und hoch, daß sterbliche Menschen nur in seltenen Weihestunden vor ihr knieen dürfen. Daher sei es Erniedrigung des Heiligtums, Kunst ins Leben zu tragen. Die „hohe Kunst", die „reine Kunst" wohnt ihnen nur im Museum und nicht im Hause. Was sie anbeten, ist die große Leinwand oder der große Stein, das, was die Künstler in ihrem Cynismus einen Schinken nennen. Ueber die „Kleinkunst" rümpfen sie die Nasen, und für das schöne Wort der Engländer applied art, angewandte Kunst, haben sie das gräßliche Wort Kunstgewerbe erfunden.

Nein, diese Leute sind zu feierlich, um zu unsrer Gemeinde zu

gehören. Sie müssen erst, da Hellas tot ist, einmal nach Japan fahren, um zu erfahren, wie lebendiger Kunstdienst aussieht. Vielleicht, daß, wenn sie dann heimkommen, der Rümpfmuskel ihrer Nasen nicht mehr so strapaziert wird angesichts der Wendung auch unserer Kunst ins Angewandte. Vielleicht fühlen sie es dann auch, daß die Kunst nicht klein wird, wenn sie sich mit Tapeten, Möbeln, Vasen, Büchern abgiebt. Und, wer weiß, vielleicht bringen einige von ihnen das mit, was das eigentlich Kennzeichnende der wahren Kunstfrommen ist, das Intimitätsgefühl zur Kunst. Sie werden dadurch an Respekt für die großen Staatsstücke der Kunst nicht einbüßen, sie werden vielmehr auch ihnen, wie allem Schöpferischen, näher kommen.

Aber was hat dieser unscheinbare Kalender mit diesen Dingen zu thun?

Eben, daß er ein Kalender und kein feierliches Sonntagsnachmittagsdurchblätterbuch ist. Er erhebt nicht den Anspruch, einem großen Oelgemälde in gewaltig goldenem Rahmen verglichen zu werden, er möchte eher angesehen werden wie eine hübsche, farbenhelle Vase von schöner Form mit ein paar lebendigen Blumen darin. Aber ich bitte, sich nicht an diesen Vergleich zu klammern; er hält, wie es die Art der Vergleiche ist, nicht ganz fest. Also ohne Vergleich: Der innere Grund der Kalenderform ist der Wunsch, nicht gar so feierlich und doch als Kunst, meinetwegen als Kleinkunst, genommen zu werden. Vielleicht, daß der Vater dieses Wunsches Selbsterkenntnis ist, die Erkenntnis, daß meine Art nicht groß genug ist, um den Mittelpunkt für feierliche Gefühle und Geberden zu bilden. Mir ist ganz so, als wäre es an dem, doch möchte ich damit nicht die Anschauung erwecken, als dächte ich besonders gering von dieser Art. Vielmehr: Wenn diese Selbsterkenntnis der Vater ist, so ist die Ueberzeugung, daß diese bescheidene Art uns heutzutage ziemlich not thut, der Pathe dieses

Kalenderbuches. Wenn das eine Wort lautet: Dem Volke muß die Religion erhalten werden, so lautet ein anderes: Das Volk muß der Kunst gewonnen werden. Daß ich mich darüber einstweilen keinen allzu stürmischen Hoffnungen hingebe, ist aus verschiedenen Bemerkungen wohl schon klar geworden. Aber trotzdem sind wir auf's Werben aus, wie Alle, die an sich glauben, und ich denke mir, daß ein gemütlicher Werbeweibel am Ende ebensoviel ausrichtet, wie Einer, der in gar zu genialisch fremden Zungen das Heil der Kunst predigt. Die großen Feuer- und Schwert-Leute mögen sich auf eine Kriegstrommel setzen, wenn sie in philistros predigen, die verzückten Seher mit der Priesterbinde mögen sich, das Aug' im schönen Wahnsinn rollend, an eine Tempelsäule lehnen, wenn sie die Seligkeiten ihrer Tiefe verkünden; ich wünsche ihnen Allen neidlos und von Herzen Zulauf, Zuruf und Lorbeer in jeder Quantität und sage meinen Spruch in der Kalendermannsbude. Trommel, Säule und Kalender sind im Grunde nur Requisit; das, worauf es ankommt, sind einmal die Sprüche und dann, daß sie gehört werden. Ich sah schon manchen auf gewaltiger Trommel einsam im weiten Felde sitzen; er schrie und spie Flammen, daß es wie Kanonendonner und Feuerwerk war, aber sein Erfolg war lediglich Heiserkeit, und in der Ferne wimmelten die Philister in unangetasteter Herrlichkeit behaglich weiter. Möglich, daß er seine Heiserkeit stolz als Martyrium empfindet, aber dieses eigenartige Wohlgefühl kommt doch nur ihm und nicht der Sache zu gute, die ihn sich auf die Trommel zu setzen hieß. Die verzückten Murmler an der Tempelsäule aber, ach, wie oft enden sie damit, daß sie in der Qual ihrer allzu einsamen Einsamkeit auf die Säule steigen und als Säulenheilige entweder ihren Nabel oder die Sonne betrachten, bis sie blind und öffentliche Kuriositäten werden.

Bei allem Guten, ich spotte ihrer nicht und bin vielmehr schnell dabei, denen, die ihren billigen Witz an ihnen auslassen, auf's Maul zu schlagen, aber ich finde doch, daß diese Manier, zu wirken, jedenfalls nicht die einzig probate ist. Ob die meine besser ist, das ruht, wie der alte Voß die alten Griechen sagen läßt, auf den Knieen der Götter. Ich weiß nur das Eine: Ein Schelm ist, der mehr giebt, als er hat.

Somit könnte ich am Ende sein. Ich bin es auch, was mich betrifft. Aber ich muß noch ein paar Worte über das Aeußere dieses Buches sagen. Man sieht es mit Zeichnungen von Felix Vallotton und E. R. Weiß ausgestattet, die sich einigermaßen von dem unterscheiden, was man Illustrationen nennt. Es sind auch keine Illustrationen und wollen keine sein. Es sind Zierstücke, berechnet, mit dem Typenbilde des Drucksatzes zusammen zu gehn und dekorativ zu wirken. Der Zeichner ist hier nicht der Mann mit dem Deutestocke in der Jahrmarktsbude, der meine dichterischen Morithaten mit Bildern erklärt, sondern er ist der selbständige Mann seiner eigenen Kunst, dem es vor allem darauf ankommt, das Auge zu belustigen. Wenn er dabei meine Einfälle in seine Zeichensprache übersetzt, so ist das um so lustiger, da es ganz frei und nicht in der sklavischen Art der Illustratoren geschieht. Jedes Verhältnis, das einen Teil entselbstet, zum Knecht macht, ist häßlich und peinlich, und künstlerisch kann ein solches Verhältnis nie sein. Daher denn immer nur die Illustrationen künstlerisch sind, die sich irgendwie vom Texte emanzipieren, ausgenommen jene seltenen Zufallsfälle, wo künstlerisch ganz gleichartige Personen zusammentreffen. Von den Fällen, wo der Illustrator der vorwiegende Teil ist, braucht nicht gesprochen zu werden. Wenn Dichter und Künstler heute zusammengehen, so kann das künstlerisch nicht den Zweck haben,

daß der Künstler noch einmal dasselbe ausdrückt, was der Dichter gesagt hat; es kann nur den dekorativen Zweck verfolgen, ein schönes Buch zu machen, aufzuräumen vornehmlich mit dem Klischeehausrat der Druckereien, mit diesen schlecht nachempfundenen Renaissanceleisten und -vignetten und besonders mit den stilverlassenen einschlägigen Handwerkserzeugnissen, in denen sich weder geschultes Können noch freie Eigenart offenbart. Es gilt, wieder zu einem Buchschmuckstile von ausgeprägtem Zeitcharakter und strenger Beschränkung auf die besonderen Forderungen des Typographischen zu gelangen.

Die Geschichte des deutschen Buches, mit der unsere größten Namen, über allen der Albrecht Dürers, verbunden sind, weist herrliche Muster auf, und ganz in's Kahle oder Geschmacklose sind wir eigentlich erst mit dem Beginne unseres Jahrhunderts geraten. Wir dürfen, wollen wir die Hoffnung auf eine bis in's Einzelne künstlerische neue Zeit wahr machen, dieses Jahrhundert nicht zu Ende gehen lassen, ohne auch auf diesem Gebiete nach Kräften thätig zu sein. Es fehlt nicht an verheißungsvollen Ansätzen, aber wir bemerken sie in Deutschland leider noch am wenigsten. England und Belgien sind an der Spitze, die beiden Länder, in denen zuerst Künstler von Rang es als keinen Raub an der Würde ihrer Kunst empfunden haben, wenn sie sie in den Dienst irgend eines Gebrauchs stellen. Das Aufblühen der graphischen Künste hängt eng damit zusammen, denn es ist klar, daß nur ein Künstler, der sich in Schwarz und Weiß frei und ganz auszudrücken vermag, fähig ist, den Forderungen des Buches gerecht zu werden. Wer ohne jene „Töne" nicht auskommen kann, die im Buchdruck nur durch die unkünstlerische Netzätzung wiedergegeben werden können, der ist nicht im Stande, dem Buchschmucke zu dienen. Der alte Konturenholzschnitt bleibt, weil er der einzige ist, der völlig zum Stile unserer Typen_paßt,

das Muster. Der Umstand, daß er auf roh modern empfindende Leute archaistisch wirkt, kann den, der Stilgefühl hat, von dieser Ueberzeugung am wenigsten abwendig machen.

Ein Meister des Holzschnittes wie Felix Vallotton schien mir daher der geeigneteste Helfer für mein Buch zu sein, und ich bin deshalb dem Salon L'ART NOUVEAU in Paris zu großem Danke verpflichtet, daß er mir die Hilfe dieses Künstlers ermöglicht hat. Meinem vaterländischen Gefühle, daß ich es nur gestehe, habe ich damit nicht wehe gethan, obwohl ich die deutliche Empfindung habe, daß ich damit gottlob recht reichlich ausgestattet bin. Mögen andere die Schmerzen, die mir erspart blieben, um so stärker fühlen, falls es ihnen Befriedigung gewährt.

Die schönen Zeichnungen von unserm jungen E. R. Weiß aber, von dem ich glaube, daß er für den deutschen Buchschmuck einmal nicht weniger bedeuten wird, als Vallotton für den französischen, sie mögen Pflaster auf diese patriotischen Schmerzen sein. Man sieht: ich meine es gut mit allen Seiten, und wenn schließlich doch geschimpft werden sollte, woran ich durchaus nicht zweifle, so habe ich ein Becken bereit, meine Hände in Unschuld zu waschen. Das ist meine Wasserkur.

Und so wäre ich denn wirklich am Schlusse, und es bleibt mir nur übrig, denen meinen Dank abzustatten, die so geduldig waren, dieses Vorwort, das sich zu einer richtigen Vorrede ausgewachsen hat, bis zu Ende zu lesen. Ich hoffe, es giebt deren einige. Zum Danke dafür verspreche ich, mich nächstes Jahr kürzer zu fassen. Denn, daß ich meinen Bunten Vogel nur einmal fliegen lassen sollte, das zu meinen heißt von meiner Lust am Kalendermachen zu gering denken. Meine Frau hat mir sogar schon das Buch geheftet, das den Bunten

Vogel auf 1898 aufnehmen soll, und es ist einfach überschrieben: Tagebuch. Tagebuch und Kalender — das ist mein letzter Gesichtspunkt für heute; aber überlegen Sie sich's, bevor Sie darüber die Nase rümpfen: er ist von Goethe. Denn es steht geschrieben im dritten Stücke der vierten Reihe der zahmen Xenien:

Es schnurrt mein Tagebuch
Am Bratenwender:
Nichts schreibt sich leichter voll
Als ein Kalender.

Schloß Englar im Eppan in Südtirol,
als sich der Saft in Faß und Rebe rührte
1896.

O. J. B.

Januar oder Wintermonat.

1897	Kath. Tagesnamen	Protest. Tagesnamen	☾Lauf	Himmelserscheinungen	Mondwechsel
1 F	Neujahr	Neujahr	♐		
2 S	Macarius	Abel u. Seth	♐		
3 S	S. n. Neuj.	S. n. Neuj.	♐	Den 4. Jan. ☿;	
4 M	Titus	Methusalem	♑		
5 D	Telesphorus	Simeon	♑	den 5. Jan. ☊;	
6 M	Hl. 3 Kön.	Heil. 3 Könige	♑		den 3. Jan. 7 U. 3 M. morgens;
7 D	Lucian	Melchior	♒	den 6. Jan. ☿ gr. östliche Ausw. ☿;	
8 F	Severinus	Balthasar	♒		
9 S	Julian	Caspar	♓		
10 S	1. n. Epiph.	1. n. Epiph.	♓	den 11. Jan. ☾ in Erdferne;	
11 M	Hyginus	Ehrhard	♓		
12 D	Arkadius	Reinhold	♈		
13 M	Gottfried	Hilarius	♈		den 10. Jan. 10 U. 46 M nachts;
14 D	Felix	Felix	♉	den 15. Jan. ☾;	
15 F	Maurus	Habakuk	♉		
16 S	Marcellus	Marcellus	♉		
17 S	2. n. Epiph.	2. n. Epiph.	♋	den 20. Jan. ☉ in ♌; ☾;	
18 M	Petri Stuhlf.	Priska	♋		
19 D	Kanut	Ferdinand	♌	den 21. Jan. ☾ ♄;	
20 M	Fab. Seb.	Fab. u. Seb.	♌		den 18. Jan. 9 U. 17 M. abends;
21 D	Agnes	Agnes	♍	den 22. Jan. untere ☌ ☿ ☉;	
22 F	Vincenz	Vincentius	♍		
23 S	Emerentia	Emerentia	♎	den 25. Jan. ☾ in Erdnähe;	
24 S	3. n. Epiph.	3. n. Epiph.	♎		
25 M	Pauli Bekehr.	Pauli Bekehr.	♏		
26 D	Polycarpus	Polycarp	♏	den 27. Jan. ☾ ♃. ☾ ♄;	
27 M	Joh. Chrys.	Joh. Chrys.	♏		den 25. Jan. 9 U. 9 M. abends.
28 D	Carl d. Gr.	Karl d. Gr.	♐	den 31. Jan. ☾ ☿.	
29 F	Franz v. Sales	Samuel	♐		
30 S	Martina	Adelgunde	♐		
31 S	4. n. Epiph.	4. n. Epiph.	♐		

Merkregel: An Fabian und Sebastian | Geh in den Keller, dreh auf den Hahn.

Neujahrs-Besuch.

Kleine Hände, kleiner Mund,
Große Augen blau und rund,
Weiches, langes Ringelhaar,
Leise Stimme glockenklar —:
Also kam das neue Jahr
Heute zu mir in mein Haus.
Lieblich sah's und lustig aus.
Daß es bleibe, wie es ist,
Wünsche ich als Mensch und Christ.
Mög es nie mit Wutgeberden
Eine schrille Trulle werden,
Die mit Zank und Zorn regiert
Und das Schöne molestiert.
Leise bleib es, klar und lind,
Guter Gast und gutes Kind,
Bring mir bald in grüner Schüssel
Hohe gelbe Himmelsschlüssel,
Rosen, wenn der Sommer glüht,
Wein, wenn blaß die Aster blüht,
Und im Winter zünd' es dann
Mir die Weihnachtskerzen an.

Wird es dann von hinnen müssen,
Werd' ich ihm die Hände küssen,
Die mich so mit Glück begütet
Und in Schönheit eingehütet.

Willst du, Jahr? Die Kleine lacht.
Hat mir einen Knix gemacht,
Hat noch einmal still genickt,
Eine Kußhand mir geschickt,
Und dann ist sie fortgesprungen.

Springend hat sie dies gesungen:

Zu Flöten und Geigen
Hintanz' ich im Reigen,
Habe Blumen im Haar.
O laßt euch bewegen,
Ihr Trüben und Trägen,
Im Tanze ist Segen,
Die Freude macht klar.

Auf, wagt es, zu springen!
Es muß euch gelingen,
Was fröhlich ihr schafft.
Das grämliche Hocken
Bringt Alles ins Stocken.
Frei wehn meine Locken,
Die Freude macht Kraft.

Wunschzettel

der lieben Engel im Himmel für uns arme Teufel auf der Erde.

Vorbemerkung: Es ist möglich, daß der Kalterer Seewein, den die Herrgottskinder von Tirol keltern, daran schuld ist, denn er ist ein sowohl frommer wie kräftiger Tropfen, oder meine Freundin, die alte Moosmüller-Theres, hat's mir beigebracht, denn auch sie hat besonders gute Verbindung mit dem Himmel, aber ein Faktum ist's jedenfalls, und deshalb laß ich's drucken: Ich hab gestern Nacht zwischen Elfen und Zwölfen, wie's gerade recht derb schneite, in den Flocken lesen gekonnt. Und das weiß doch jedermann, daß die Schneeflocken Wunschzettel der Engel sind, aber, natürlich, nicht Wunschzettel für sich, sondern für uns. Denn: wie wären sie Engel, wenn sie persönliche Wünsche hätten? Nein, sie haben keine Wünsche; es geht ihnen gottlob charmant; aber für uns haben sie Einiges auf dem Herzen, die Guten, und es scheint ihnen daran zu liegen, daß wir's erfahren. Weshalb würfen sie sie sonst herunter?

Die erste Flocke:

Wie wär's, ihr da unten, wenn ihr euch wieder ein etwas langsameres Lebenstempo angewöhntet? Ihr lebt ja Alle gallopierende Schwindsucht! Glück und Berge aber wollen nicht errannt, sie wollen erstiegen sein.

Die zweite Flocke:

Deutscher, du sollst den Namen deines Volkes nicht eitel nennen. Je weniger du den Mund voll nimmst mit deinem Deutschtum, um so voller wird dir dessen das Herz sein. Pfui, das Mauldeutschtum!

Die dritte Flocke:

Kokettiert meinetwegen mit dem Teufel und womit ihr sonst wollt, wenn es euch Vergnügen macht, aber kokettiert nicht mit dem Kranksein! Das vertragen die gesündesten Leute nicht.

Die vierte Flocke:

Wollt ihr nicht einmal ein Mittel erfinden, das alles zu genießen, was euch eure Erfindungen mundgerecht gemacht haben? Aber genießen, nicht bloß konsumieren!

Die fünfte Flocke:

Ihr habt eurem Gemüte die Flügel ausgerissen und dem Verstande Riesenfittiche daraus gemacht. Laßt dem Gemüte wieder Flügel wachsen!

Die sechste Flocke:

Was maltraitiert ihr immer noch den Pegasus als Kehrichtkarrengaul! Wollt ihr ihn wohl endlich wieder frei und in die Lüfte lassen? Wirft er dabei einige eurer Dokumentendichter ab, so ist es ein Vorzug mehr.

Die siebente Flocke:

Auf euern Theatern machen sich Advokaten und Kotkneter breit. Schickt sie in die Parlamente!

(Geht im Februar weiter.)

1897	Kath. Tagesnamen	Protest. Tagesnamen	☾Lauf	Himmelserschein.	Mondwechsel
1 M	Ignatius M.	Brigitta			
2 D	Mar. Rein.	Mar. Rein.			
3 M	Blasius	Blasius		Den 1. Febr. ☊. Unsichtbare Sonnenfinsternis;	
4 D	Andreas Cors.	Veronica			
5 F	Agatha	Agatha			
6 S	Dorothea	Dorothea			
7 S	5. n. Epiph.	5. n. Epiph.		den 5. Febr. ☾♀;	
8 M	Joh. v. M.	Salomon			
9 D	Apollonia	Apollonia		den 8. Febr. ☾ in Erdferne;	
10 M	Schollastica	Renate			
11 D	Desiderius	Euphrosine		den 11. Febr. ☾☌;	
12 F	Eulalia	Severin			
13 S	Benignus	Benignus		den 16. Febr. ☾☍. ☿ gr. westl. Ausw.;	
14 S	Septuagesimä	Septuagesimä			
15 M	Faustinus	Formosus		♀ gr. östl. Ausw. ♄□☉;	
16 D	Juliana	Juliana			
17 M	Donatus	Constantia		den 18. Febr. ☉ in ♓. ☾4. ♄□☉;	
18 D	Simeon	Concordia			
19 F	Gabinus	Susanna			
20 S	Eucherius	Eucherius			
21 S	Sexagesimä	Sexagesimä		den 20. Febr. ☾ in Erdnähe;	
22 M	Petri St. z. A.	Petri Stuhlf.			
23 D	Severinus	Reinhard			
24 M	Matth. Ap.	Matthias		den 24. Febr. 4☌☉. ☾☌♄.	
25 D	Walpurga	Viktor			
26 F	Nestor	Nestor			
27 S	Leander	Hektor			
28 S	Estomihi	Estomihi			

den 1. Febr. 9 U. 14 M. abends;

den 9. Febr. 8 U. 25 M. vormittags;

den 17. Febr. 11 U. 11 M. vormittags;

den 24. Febr. 4 U. 44 M. früh.

Merkregel: Wenn es um Lichtmeß stürmt und tobt | Sei Grogk und Punsch gleich hochgelobt.

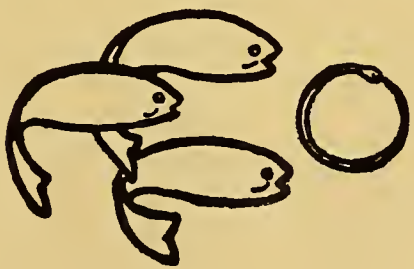
Winter.

Weg und Wiese zugedeckt,
Und der Himmel selbst verhangen,
Alle Berge sind versteckt,
Alle Weiten eingegangen.

Ist wie eine graue Nacht,
Die sich vor den Tag geschoben,
Die der Sonne glühe Pracht
Schleierdicht mit Dunst umwoben.

Oder seid ihr alle tot:
Sonne, Mond und lichte Sterne?
Ruht das wirkende Gebot,
Das euch trieb durch Näh und Ferne?

Leben, lebst du noch ringsum?
Sind verschüttet alle Wege?
Grau und eng die Welt und stumm.
Doch mein Herz schlägt seine Schläge.



(Fortsetzung der engelischen Wunschzettel.)

Die achte Flocke:

Ihr habt zuviel kritische Nachrichter. Soviel Dichter giebt es ja gar nicht, wie die köpfen. Laßt keinen kritisieren, der vorher schlechte Gedichte gemacht hat!

Die neunte Flocke:

Wie könnt ihr nur jeden Friseur für einen Dichter halten! Die Muse ist kein Puppenkopf für Reimfriseure.

Die zehnte Flocke:

Ihr habt die Lyrik zur Kunst gemacht, rhythmisch zu verhungern. Schämt ihr euch nicht vor der Büste Goethes, die auf euerm Bücherschrank steht?

Die elfte Flocke:

Kindlein, liebet einander! Aber vergeßt nicht, daß auch der Herr Jesus Christ die Krämer aus dem Tempel gejagt hat.

Die zwölfte Flocke:

Hört man zu euch hinunter, so ist es ein tobendes Durcheinander von Maschinenradrasseln, Dampfschlotpfeifen, Kanonenbrüllen, Marschkolonnengestampf, Kommandogekrähe und Noth- und Wuthschreien. Schafft euch Ohren an, die sich an Häßliches nicht gewöhnen wollen und Harmonie verlangen.

Die dreizehnte Flocke:

Ihr seid wirklich mitten im Umwerten aller Werte. Verleumdung nennt ihr schon Mannesmut, und unter Humanität versteht ihr die bange Dummheit des Kalbes, sich von blutigen Hunden das Fell über die Ohren ziehen zu lassen. Seid vorsichtig im Prägen neuer Münzen!

Die vierzehnte Flocke:

Ihr sagt: das Nackte ist häßlich. Drum schindet ihr ihm die Haut vom Leibe und beklebt es dann mit Wundwatte. Heißt das kleiden? Wenn ihr euch doch vor der Schönheit nicht schämen wolltet, — oder müßtet!

Die fünfzehnte Flocke:

Ihr seid so gescheidt, daß ihr in jedem Verbrechergehirn die Anomalie nachweisen könnt. Vorher aber köpft ihr den Uebelthäter. Eben um die Anomalien nachzuweisen. Wollt ihr nicht einmal die Anomalien in euerm Gehirn untersuchen? Zu köpfen braucht ihr euch deshalb nicht gleich.

Die sechzehnte Flocke:

Der Stier wird wild vor dem roten Tuch. Das ist dumm. Ihr werdet zahm und gläubig vor dem grünen, wenn es auf Tische gespannt ist. Was ist das? Lernt die grünen Wiesen mehr verehren als die grünen Tische!

Die siebzehnte Flocke:

Aufgeklärt seid ihr, das muß man euch lassen. Wenn Gott Vater selber unter euch träte und spräche: Da bin ich, ihr würdet gelassen lächeln und fragen: Wollen Sie das nicht erst beweisen? Schafft euch zu dem vielen Licht etwas Wärme an.

(Geht im März weiter.)

März oder Lenzmonat.

1897	Kath. Tagesnamen	Protest. Tagesnamen	☾ Lauf
1 M	Albinus	Albinus	♐
2 D	Fastnacht	Fastnacht	♐
3 M	Ascherm.	Aschermittw.	♓
4 D	Kasimir	Adrianus	♓
5 F	Friedrich	Friedrich	♈
6 S	Victor	Eberhardine	♈
7 S	Invocavit	Invocavit	♉
8 M	Joh. de Deo	Philemon	♉
9 D	Franciska	Prudentius	♉
10 M	Quatember	Quatember	♊
11 D	Eulogius	Rosine	♊
12 F	Gregor Papst	Gregor Papst	♋
13 S	Euphrasia	Ernst	♋
14 S	Reminiscere	Reminiscere	♋
15 M	Longinus	Isabella	♌
16 D	Heribert	Cyriacus	♌
17 M	Gertrud	Sächs. B.	♍
18 D	Cyrillus	Alexander	♍
19 F	Joseph	Joseph	♎
20 S	Joachim	Hubert	♎
21 S	Oculi	Oculi	♏
22 M	Octavian	Kasimir	♏
23 D	Otto	Eberhard	♐
24 M	Mittfasten	Gabriel	♐
25 D	Mar. Verk.	Mariä Verk.	♑
26 F	Ludger	Emanuel	♑
27 S	Rupert	Rupert	♐
28 S	Lätare	Lätare	♐
29 M	Eustasius	Eustasius	♐
30 D	Quirinus	Guido	♓
31 M	Balbina	Philippine	♓

Himmelserschein.

Den 1. März ☾☊. ☾☿;
den 7. März ☾♀;
den 8. März ☾ in Erdferne;
den 12. März ☾♂;
den 15. März ☾☋;
den 17. März ☾♃;
den 18. März ♂□☉;
den 20. März ☉ in ♈. Frühlings Anfang. Tag und Nacht gleich. ☾ in Erdnähe;
den 23. März ☾♁. ☾♄. ♀ im größt. Glanz;
den 28. März ☾☊.

Mondwechsel

den 3. März 0 U. 57 M. nachmittags;

den 11. März 4 U. 28 M. nachmittags;

den 18. März 10 U. 28 M. nachts;

den 25. März 1 U. 0 M. nachmittags.

Merkregel: { Gute Dinge sind Märzen-Ferkel und Märzen-Fohlen,
Aber die meisten Märzlieder soll der Kuckuck holen.

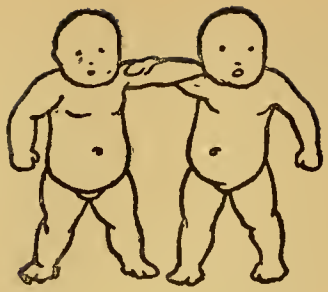
Das Wunder kommt.

Schwarz ist die Nacht; es kracht das Eis;
Die ganze Welt ist eingeschneit;
Es steht kein Stern am Himmel,
Am Himmel.

Da sieh: es blitzt ein zitternd Licht,
Ein Stern blitzt aus dem Schwarz heraus,
Ein roter Stern von Golde,
Von Golde.

So hat dereinst der Stern geblitzt,
Nach dem die heiligen Drei gereist
Mit Weihrauch und mit Myrrhen,
Mit Myrrhen.

Den Heiland hat der Stern gebracht.
In dieser Nacht zerbrach das Eis;
Das Wunder kommt: Der Frühling,
Der Frühling.



(Fortsetzung der engelischen Wunschzettel.)

Die achtzehnte Flocke:

Der Schuster Wolfgang Goethe's wußte genau, wo die Hühneraugen des Herrlichen saßen. Wäret ihr ehrlich, ihr müßtet euch vor diesem Spezialisten respekterbietig beugen. Ihr wißt von vielen großen Dingen, in die ihr euch spezialistisch vertieft, nicht mehr, als er von Goethe wußte. Wenn ihr wenigstens nicht so stolz darauf wäret.

Die neunzehnte Flocke:

Daß ihr euch untereinander lieben sollt, ist schwer mehr zu verlangen, da eure Species zuviel unliebenswürdige Exemplare aufweist. Aber, da ihr doch so stolz auf euern Verstand seid, warum versucht ihr nicht wenigstens, einander zu verstehen? Das schlösse wenigstens die gröbsten Gehässigkeiten aus.

Die zwanzigste Flocke:

Früher hieß es: Bete und arbeite!, jetzt heißt es: Arbeite! allein. Das nennt ihr Fortschritt. Dem Herrn im Himmel genügt es nicht. Seine Meinung heißt: Arbeite und genieße!

Die einundzwanzigste Flocke:

Früher klang es oftmals wie Glockenläuten zu uns herauf, auch wenn es auf allen Türmen schwieg. Das war das Lachen der Menschen. Wir kannten keinen schönern Klang. Von euch hören wir ihn so selten, so selten. Lernt wieder lachen!

Ich hätte gerne weiter Flocken gefangen und gelesen, aber sie kamen plötzlich so hageldicht geflogen, daß ich wie in einem Schwarme von hunderttausend Schmetterlingen stand. Auf dem Hut, auf dem Mantel, im Kragen, in den Stiefeln saßen sie mir, und hätt' ich länger Stand gehalten, wären sie mir auch in die Poren gedrungen.

So viele Wünsche hat der Himmel für uns.

Rat.

Was machst du für ein schief Gesicht?
— Ach Gott, der X, der miserable Tropf,
Spie Tinte mir auf mein Gedicht.
Du Kinderkopf!
Kein größer' Ehr könnt dir geschehen sein.
Geh hin und trinke einen Freudenwein!

Vom Lorbeer.

Lorbeer ist ein gutes Kraut
Für die Saucenköche;
Wer's als Kopfbedeckung wünscht,
Wisse, daß es steche.

1897	Kath. Tagesnamen	Protest. Tagesnamen	☾Lauf	Himmelserscheinungen	Mondwechsel
1 D	Hugo	Theodora	♉		
2 F	Fr. v. Paula	Theodosia	♉		
3 S	Richard	Christian	♉	Den 2. April obere ☌☿☉. ☾☿;	
4 S	Judica	Judica	♉		
5 M	Vinc. Ferr.	Maximus	♉		den 2. April 5 U. 24 M. früh;
6 D	Cölestin	Sixtus	♊	den 5. April ☾ in Erdferne ☾♀;	
7 M	Hermann	Cölestin	♊		
8 D	Albert	Heilmann	♊		
9 F	Maria Cl.	Bogislaus	♋	den 9. April ☾☌♂;	
10 S	Ezechiel	Ezechiel	♋		
11 S	Palmarum	Palmarum	♌	den 12. April ☾☌♅;	
12 M	Julius	Julius	♌		den 10. April 9 U. 27 M. vormittags;
13 D	Hermenegild	Justinus	♍	den 13. April ☾☌♃;	
14 M	Raimund	Tiburtius	♍		
15 D	Gründonnerst.	Gründonnerst.	♎	den 17. April ☾ in Erdnähe ☿♀;	
16 F	Charfreitag	Charfreitag	♎		
17 S	Anicetus	Rudolph	♏		
18 S	Osterfest	Osterfest	♏		
19 M	Ostermontag	Ostermontag	♐	den 19. April ☾☍♂. ☾☍♄;	den 17. April 7 U. 25 M. morgens;
20 D	Tiburtius	Sulpitius	♐		
21 M	Anselm	Adolph	♐	den 20. April ☉ im ♉;	
22 D	Soter	Lothar	♑		
23 F	Georg	Georg	♑	den 24. April ☾☌♏;	
24 S	Adalbert	Albert	♑		
25 S	Quasimod.	Quasimod.	♒	den 28. April ☿ gr. östliche Ausw. untere ☌☿☉.	
26 M	Cletus	Reimarus	♒		den 23. April 10 U. 48 M. nachts.
27 D	Anastasius	Anastasius	♒		
28 M	Vitalis	Therese	♉		
29 D	Petrus M.	Sibylla	♉		
30 F	Kath. v. S.	Josua	♉		

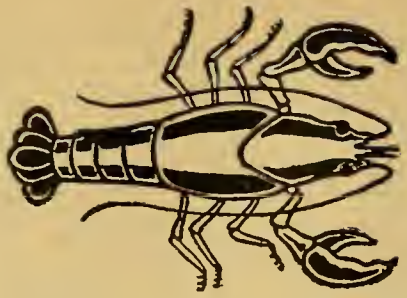
Merkregel: So lange die Dichter schweigen vor Georgi und Markustag | So lange dichten sie hernach.

Das grüne Wunder.

Mein Birkenhain stand weiß und kahl,
Die dünnen Stämmchen fror,
Da kam April und zauberte
Das Leben grün hervor.

Mit einem Schleier angethan
Steht nun mein Birkenhain;
Das grüne Wunder ist geschehn,
Nun laßt uns gläubig sein.

Nun laßt uns glauben wiederum,
Daß Leben Schönheit heißt,
Mein Birkicht ist ein Zauberwald,
In dem das Wunder kreißt.



Meine Antwort auf eine Rundfrage

des Mercure de France und der Neuen Deutschen Rundschau, ob wir uns mit den Franzosen vertragen sollen und auf welche Manier:

Im heroischen Altertume schickten (eine sehr empfehlenswerte Art des Kriegführens) die Völker ihre Herrn Könige vor die Front und ließen sie sich nach den Regeln der Kunst verhauen und verspießen. Wir sind, zu unserm ziemlichen Unheile, von dieser heroischen und probaten Methode abgekommen, wir haben den Krieg entheroisiert, d. h. demokratisiert und erwürgen uns nun von Zeit zu Zeit en masse und fabrikmäßig. Das ist roh und dumm und häßlich.

Ich schlage vor, wir wenden nun endlich dieser demokratischen unprobaten und unpraktischen Manier den Rücken und aristokratisieren den Krieg wieder. Denn dabei bleibt's, der Kampf ist der Vater aller guten Dinge, und irgend einen Krieg müssen wir haben.

Also aufs Neue denn: die Könige vor die Front! Aber die Könige im Geiste und in der Kunst.

Ich wette, sie werden sich nicht nur zu messen, sondern auch zu lieben wissen, und, da sie Meister im Ueberreden sind (denn alle Kunst ist nichts als Ueberreden) so werden sie, zurückgekehrt von der unblutig lustigen Wahlstatt, auch Die in ihrem Rücken zur Liebe bekehren.

Diese „Art, die beiden großen Kulturen Frankreichs und Deutschlands nunmehr in eine ernsthaftere und wirksamere Annäherung treten

zu lassen", wird übrigens bereits mit Erfolg versucht. Die gemeinsame Umfrage des Mercure de France und der Neuen Deutschen Rundschau (wie hübsch sich das neben einander ausnimmt) ist kein vereinzeltes und unerhörtes Phänomen, sondern ein weiteres Anzeichen für die nun schon mehrfach zu Tage getretene Neigung speziell der jüngeren Künstlergeneration diesseits und jenseits des Rheines, mit einander in die kameradschaftlichen Beziehungen eines brüderlichen Wettkampfes zu treten, bei dem man es gegenseitig an herzlichem Beifall und Zuruf nicht fehlen läßt, gleichviel, was Herr Chauvin und Michel Rasselspieß dazu krähen und brummen.

Kunst und Geist allewege der Masse voran. So ist's auch hier. Noch rührt sich das Gros kaum. Aber bald werden die Massen nicht mehr widerwillig oder gleichgültig zuschauen, sondern mit freudigem Interesse teilnehmen an diesem Kampfe, dessen gesegnete Wahlstatt die palaestra musarum ist, und der auch dem natürlichen Eifersuchtstriebe der beiden Völker Raum genug zu lebhaftester und leidenschaftlicher Entfaltung bietet.

Wahlspruch.

Tragt Stein auf Stein zum Bau der Zeit:
Ich bau mich;
Türmt Türme für die Ewigkeit:
Ich bau mich;
Schleift spiegelblank die Menschheit glatt:
Ich bau mich;
Ich bin der blauen Pläne satt:
Ich bau mich.

Mai oder Wonnemonat.

1897	Kath. Tagesnamen	Protest. Tagesnamen	☾Lauf	Himmelserschein.	Mondwechsel
1 S	Phil. Jac.	Phil. u. Jak.		Den 1. Mai ☾♀; den 2. Mai ☾ in Erdferne; den 3. Mai ☾♀; den 7. Mai ☾♂; den 10. Mai ☾4; den 16. Mai ☾ in Erdnähe ☾☉. ☾♄; den 17. Mai ♂☌☉; den 18. Mai ♄☌☉; den 20. Mai ☉ in ♊; den 21. Mai untere ☌♀☉; den 22. Mai 4□☉; den 28. Mai ☾♀; den 29. Mai ☾ in Erdferne; den 30. Mai ☾♀.	den 1. Mai 9 U. 46 M. abends; den 9. Mai 10 U. 37 M. nachts; den 16. Mai 2 U. 54 M. nachmittags; den 23. Mai 10 U. 34 M. vormittags; den 31. Mai 1 U. 26 M. nachmittags.
2 S	Mis. Dom.	Mis. Dom.			
3 M	Kreuz-Erfind.	Kreuz-Erfind.			
4 D	Monica	Florian			
5 M	Pius	Gotthard			
6 D	Joh. v. d. Pf.	Dietrich			
7 F	Stanislaus	Gottfried			
8 S	Michael Ersch.	Stanislaus			
9 S	Jubilate	Jubilate			
10 M	Antonius	Gordianus			
11 D	Mamertus	Mamertus			
12 M	Pankratius	Pancratius			
13 D	Servatius	Servatius			
14 F	Cajus	Christian			
15 S	Sophia	Sophia			
16 S	Cantate	Cantate			
17 M	Ubaldus	Jobst			
18 D	Venantius	Liborius			
19 M	Petr. Cölestin	Sara			
20 D	Bernardin	Franziska			
21 F	Felix	Prudens			
22 S	Julia	Helena			
23 S	Rogate	Rogate			
24 M	Johanna	Esther			
25 D	Urban	Urban			
26 M	Philipp Neri	Eduard			
27 D	Himmelfahrt	Himmelfahrt			
28 F	Wilhelm	Wilhelm			
29 S	Maximus	Maximinian			
30 S	Exaudi	Exaudi			
31 M	Petronella	Petronella			

Merkregel: Warmer Mai: | Viel Stroh und Heu; | Ein paar Gedichte sind auch dabei.

Komm her und laß dich küssen.

Die Luft ist wie voll Geigen,
Von allen Blütenzweigen
Das weiße Wunder schneit;
Der Frühling tobt im Blute,
Zu allem Uebermute
Ist jetzt die allerbeste Zeit.

Komm her und laß dich küssen!
Du wirst es dulden müssen,
Daß dich mein Arm umschlingt.
Es geht durch alles Leben
Ein Pochen und ein Beben:
Das rote Blut, es singt, es singt.

Zwiſchen Saat und Senſe.

Das beſte Werk auf Erden iſt:
Korn in die Scholle ſäen,
Und aller Freuden vollſte iſt:
die ſchweren Schwaden mähen.
Rund geht der Wurf des Säemanns
und rund des Mähders Eiſen,
Des ganzen Lebens Auf und Ab
liegt mitten dieſen Kreiſen.

Der Dichter an den Philoſophen.

Was willſt du Alles wiſſen?
O Weiſer, ſei kein Thor!
Wer klug iſt, zieht dem Leben
Leis einen Schleier vor.

Das Nackte iſt das Leere,
Wenn du es nicht verklärſt,
Und keine Schönheit wäre,
Wenn du kein Seher wärſt.

Künstlerkernspruch.

Welch' Gegacker! Welch' Gemecker!
Schriller Streit um die Geschmäcker.
Laß sie meckern! Laß sie gackern!
Wir woll'n unsern Acker ackern.

Ach so!

Wohin denn, wohin denn so schnelle,
Du Mann mit der Elle?
Siehst nicht den schönen Regenbogen?

Frivoler Geselle!
Den eben will ich messen gehn.
Wär' mir eine Art, so dazustehn
Und bloß die Farben anzusehn.
Ich bin gründlich!

Einem Geräuschvollen.

Laß mir mein Glück,
Ich laß Dir Deins;
Mir thuts nicht weh,
Wenn ich mit Hengsten viere lang
Dich fahren seh.

Laß mir mein Glück,
Ich laß Dir Deins;
Laß mich allein.
Ein Stückchen Erde will ich und
Ein Bauer sein.

Juni oder Brachmonat.

1897	Kath. Tagesnamen	Protest. Tagesnamen	☾Lauf	Himmelserschein.	Mondwechsel
1 D	Juventius	Nikomedes	♊		
2 M	Erasmus	Marquard	♋	Den 3. Juni ☿ im größten Glanz;	
3 D	Klotildis	Erasmus	♋		
4 F	Quirinus	Ulrike	♋		
5 S	Bonifacius	Bonifacius	♌	den 5. Juni ☾V. ☾♂;	den 8. Juni 8 U. 2 M. vormittags;
6 S	Pfingstfest	Pfingstfest	♌		
7 M	Pfingstmontag	Pfingstmontag	♍	den 7. Juni ☾4;	
8 D	Medardus	Medardus	♍		
9 M	Quatember	Quatember	♎	den 13. Juni ☾ in Erdnähe. ☾☌ ☾☍;	
10 D	Margaretha	Onuphrius	♎		
11 F	Barnabas	Barnabas	♋		
12 S	Basilides	Claudina	♋	den 15. Juni ☿ gr. westliche Ausw.;	den 14. Juni 10 U. 1 M. nachts;
13 S	1. n. Pfingsten	Trinitatis	♐		
14 M	Basilius	Modestus	♐	den 17. Juni ☾☊;	
15 D	Vitus	Vitus	♑		
16 M	Benno	Justina	♑	den 19. Juni ♄;	
17 D	Frohnleichnam	Volkmar	♑		
18 F	Marcus	Paulina	♑		
19 S	Gerv. u. Prot.	Gerv. u. Prot.	♑	den 21. Juni ☉ im ♋. Sommers Anfang. LängsterTag;	den 22. Juni 0 U. 24 M. früh;
20 S	2. n. Pfingsten	1. n. Trinit.	♒		
21 M	Aloysius	Jacobina	♒		
22 D	Paulinus	Achatius	♒		
23 M	Edeltraud	Basilius	♓	den 25. Juni ☾ in Erdferne;	
24 D	Joh. d. Täufer	Joh. d. Täufer	♓		
25 F	Prosper	Elogius	♓		
26 S	Joh. u. Paul	Jeremias	♓	den 26. Juni ☾♀;	
27 S	3. n. Pfingsten	2. n. Trinit.	♈		den 30. Juni 3 U. 55 M. früh.
28 M	Leo II.	Leo Papst	♈	den 28. Juni ☾☿.	
29 D	Peter u. Paul	Peter u. Paul	♋		
30 M	Pauli Ged.	Pauli Ged.	♋		

Merkregel: { Das erste Wetter brüllt, Die erste Rose lacht, | Nun, bitt ich, Menschenkind, Ein klar Gesicht gemacht!

Frühsommerphilosophie.

Die roten Tulpenflammen sind verglüht;
Maiglocken wachen auf; der Flieder blüht;
Die Eiche, die so lange sich besann,
Steht nun in Laub; es steckt die Kerzen an,
Die grünen Kerzen, übertrieft von Saft,
Der alten Fichten innerliche Kraft.
Um jede Blüte ist ein Surretanz
Von Schwebewesen, ein lebend'ger Kranz
Von Schillerflügeln gelb, grün, blau von Glanz,
Und an den Stengeln kriecht im Drängelauf
Das Käfervolk bunt, tausendfüßig auf.

Die liebe Welt! Ob sie auch lange ruht,
Sie machts zuletzt doch immer wieder gut.
Mag sie nicht schelten.
Eh' eine andre uns nicht voller mißt,
Glaub ichs einstweil, daß sie die beste ist
Von allen Welten.

Für eifrig Fromme.

Erst, wer das tiefe Gebot: Du sollst den Namen deines Gottes nicht eitel nennen! herzlich versteht und unwandelbar befolgt, hat wirklich Religion, gleichviel, wie sein Gott heißen mag.

Unter Christen und Goethephilologen giebt es solcher Gebotsverständiger wenige.

Reisespruch.

Bunte Dörfer, bunte Kühe,
Ackerpracht und Ackermühe,
Reichsten Lebens frischer Lauf.
Dreht sich alles weit im Kreise;
Mittendurch geht Deine Reise:
Thu nur Herz und Augen auf.

Misch Dich nicht drein.

In Liebesdingen raten,
Das heiß ich Narrenthaten.
Red an die Wand, red in den Wind,
Sie werden eher hören, als Die in Liebe sind.

Eigentum.

Du haſt gekauft und du erworben,
Du haſt geerbt, wie dein Vater geſtorben:
Ihr ſitzt im Recht.
Aber der Erſte, der euer Land beſeſſen,
Hat ſich's mit Keulen zugemeſſen,
Hat ſich's erfrecht.
Wahrlich, ich ſage euch: Fragt nicht zurück!
Auf dem Grunde des Grundbuchs ſteht: Recht iſt Glück.
Macht's wie jener, der ſich erfrechte:
Behauptet mit Keulen euch in euerm Rechte.

— Wenn aber nun wiederum Einer käme
Und ſich die Keule zur Elle nähme
Und uns beim Kragen . .? . .

Weiß keinen Rat als: wehrt euch gut!
Fehlts aber euch an Kraft und Mut,
Soll er hinaus euch jagen.

Anmerkung: Dieſe Theorie vom Eigentum iſt nicht von mir, ſondern von Sr. Majeſtät dem Eigentum. Man löke nicht wider den Stachel!

Das kommt von den Ochſen.

Weil Ochſen ihm ſein Roſenbeet zertraten,
Ward er Ariſtokrat aus einem Demokraten.

Juli oder Heumonat.

1897	Kath. Tagesnamen	Protest. Tagesnamen	☾Lauf	Himmelserschein.	Mondwechsel
1 D	Theobald	Theobald	♑		
2 F	Mariä Heimſ.	Mariä Heimſ.	♑		
3 S	Hyacinth	Cornelius	♑	Den 2. Juli ☉ in Erdferne ☋;	
4 S	4. n. Pfingſten	3. n. Trinit.	♐		
5 M	Numerianus	Anſelmus	♐	den 4. Juli ☌☉. ☌☿;	
6 D	Jeſaias	Jeſaias	♐		
7 M	Willibald	Demetrius	♎	den 7. Juli ☿ gr. weſtliche Ausw.;	den 7. Juli 2 U. 32 M. nachmittags;
8 D	Kilian	Kilian	♎		
9 F	Cyrillus	Cyrillus	♏		
10 S	7 Brüder	7 Brüder	♏	den 10. Juli ☌♀. ☌♄;	
11 S	5. n. Pfingſten	4. n. Trinit.	♑		
12 M	Joh. Gualbert	Heinrich	♑	den 11. Juli ☾ in Erdnähe;	
13 D	Margaretha	Margaretha	♒		den 14. Juli 5 U. 52 M. früh;
14 M	Bonaventura	Bonaventura	♒	den 15. Juli ☌☊. Obere ☌☿☉;	
15 D	Apoſtel Theil.	Apoſt. Theil.	♓		
16 F	Maria v. B.	Walter	♓		
17 S	Alexius	Alexius	♈		
18 S	6. n. Pfingſten	5. n. Trinit.	♈	den 22. Juli ☉ im ♌. Anfang der Hundstage;	
19 M	Mamertus	Ruth	♈		
20 D	Phil. Neri	Elias	♉		
21 M	Praxedes	Daniel	♉	den 23. Juli ☾ in Erdferne;	den 21. Juli 4 U. 8 M. nachmittags;
22 D	Maria Magd.	Maria Magd.	♉		
23 F	Apollinaris	Albertine	♊		
24 S	Chriſtina	Chriſtian	♊	den 25. Juli ☌☿☌♀;	
25 S	7. n. Pfingſten	6. n. Trinit.	♊		
26 M	Anna	Anna	♊	den 29. Juli ☌☋. Unſichtbare Sonnenfinſternis;	
27 D	Pantaleon	Berthold	♋		
28 M	Innocenz	Innocenz	♋	den 30. Juli ☌☿.	den 29. Juli 4 U. 58 M. nachmittags.
29 D	Martha	Martha	♌		
30 F	Abdon	Beatrix	♌		
31 S	Ignaz v. Loy.	Germanus	♍		

Merkregel: Magdalene, Margarethe Weinen gerne allebeede. | Brauchſt Dir nichts daraus zu machen; Andre Mädel giebts, die lachen.

Die Juli-Hexen.

Der Mond trinkt an der Erde / Komm' heraus in die helle Nacht! Wohin wollen wir gehen? Auf die Waldwiese! / Auf die Waldwiese! / Was wollen wir denn dort machen? Tanzen! / Tanzen! Mit wem denn? Mit uns selber! / Mit uns selber! Wenn aber der Waldteufel kommt? Soll er mit tanzen! / Soll er mit tanzen! Aber wenn er nicht will? Muß müssen! / Muß müssen! Kennt ihr ihn denn? Freilich! / Freilich! Wie sieht er denn aus? Ganz voller Haare! / Ganz voller Haare! Und weiter nichts? Oh ja: Bocksbeine! / Und eine krumme Na—ase! Hu! Wird er euch nicht beißen? Fallt ihm net ein! / Fallt ihm net ein! / Hat die kleinen Mädeln so gerne und spielt / Auf der Flöte! Was denn? Lauter schöne Lieder zum Lachen! Und singt er auch? Ja, wenn er heiße Augen hat Was denn? Das dürfen wir nicht sagen! / Oh nein! Oh nein! Ist es denn schlimm? Oh nein! Oh nein! / Aber zu schön zum sagen / So . . . so . . . so . . . schön . . .! Was kichert ihr denn! Weil du dumm bist / Weil du dumm bist / Weil du dumm bist und denkst / Wir sagen dir, was der Waldteufel singt Werd ich mir's selber hören! Du? Du? Du mit deinem Barte? / Dir singt er nicht /

Dich frißt er! ~~~ Ich kirr ihn mir schon! ~~~ Hörst du ihn? / Höre, höre, hör wie der Waldteufel lacht! / Wir kommen! Wir kommen! / In schlooweißen Hemden / Wir ko—o—mmen! ~~~ Langsamer! Langsamer! / Springt nicht so schnelle! / Wo seid ihr! Wo seid ihr! ~~~ Kleb du im Bette! / Wir tanzen schon! ~~~

Glück auf die Reise!

Sie machen die Luft dir dumpf und schwer,
Die kreischenden Zwerge?
Lach' ihnen Abschied! Fahr über das Meer!
Steig über die Berge!

Doch ehe du gehst nimm einen am Ohr
Und schüttel ihn leise.
Verloren ist, wer den Humor verlor.
Glück auf die Reise!

Ein Wappenspruch.

Ueber dem Thore eines südtiroler Schlosses las ich den Spruch:

Schau dich nicht um!

Das ist sehr ritterlich aber unchristlich. Man könnte den Spruch ergänzen mit den Worten:

Reue ist dumm.

So wäre es ein gutes Wappenwort für ganze Kerle. Aber es würde nicht approbiert werden, selbst, wenn sich's Bismarck zulegen wollte, der es dürfte.

Frage- und Antwort-Spiel.

Der Sohn fragt:

Wohin käm' ich,
Vater, wenn ich
Aufwärts immer höher stiege?
Wohin komm' ich,
Vater, wenn ich
Steilauf durch die Lüfte fliege?

Der Vater antwortet:

Flieg und steige in die Ferne!
Steig und fliege und verlerne,
Daß ein Dort ist und ein Hier.
Steigend lernst du es begreifen:
Alles Indiehöheschweifen
Bringt am Ende dich zu dir.

Auguſt oder Erntemonat.

1897	Kath. Tagesnamen	Proteſt. Tagesnamen	☾ Lauf	Himmelserſcheinungen	Mondwechſel
1 S	8. n. Pfingſten	7. n. Trinit.	♐		
2 M	Portiuncula	Portiuncula	♐	Den 1. Auguſt ☾ 4. ☌ ♂;	
3 D	Stephan Auf.	Auguſtus	♑		
4 M	Dominicus	Perpetua	♑	den 6. Auguſt ☾ ☌ ♄;	
5 D	Maria Schnee	Dominicus	♒		den 5. Auguſt
6 F	Verklär. Chriſti	Verklär. Chriſti	♒	den 7. Auguſt ☾ in Erdnähe;	7 U. 24 M. morgens;
7 S	Cajetan	Donatus	♐		
8 S	9. n. Pfingſten	8. n. Trinit.	♐	den 11. Auguſt ☾ ☍ ☉;	
9 M	Romanus	Romanus	♓		
10 D	Laurentius	Laurentius	♓	den 13. Auguſt ☿ ☌ ♃;	
11 M	Tiburtius	Titus	♈		
12 D	Clara	Clara	♈	den 17. Auguſt. ♄ □ ☉. ♅ □ ☉;	
13 F	Hippolytus	Hildebrand	♉		den 12. Aug.
14 S	Norbert	Euſebius	♉	den 20. Auguſt ☾ in Erdferne;	3 U. 23 M. nachmittags;
15 S	10. n. Pfingſten	9. n. Trinit.	♉		
16 M	Rochus	Iſaak	♊		
17 D	Liberatus	Bertram	♊	den 22. Auguſt ☉ in ♌. Ende der Hundstage;	
18 M	Helena	Emilia	♋		
19 D	Sebald	Sebald	♋		
20 F	Bernhard	Bernhard	♋		
21 S	Benno	Anaſtaſius	♌	den 24. Auguſt ☿ ☌ ☿;	den 20. Aug.
22 S	11. n. Pfingſten	10. n. Trinit.	♌		9 U. 29 M.
23 M	Philipp Benit.	Zachäus	♍	den 25. Auguſt ☾ ☍ ♅;	vormittags;
24 D	Bartholomäus	Bartholomäus	♍		
25 M	Ludwig K.	Ludwig	♍	den 26. Auguſt ♄ ☍. ☿ gr. öſtl. Ausw.;	
26 D	Zephyrinus	Irenäus	♎		
27 F	Rufus	Gebhard	♎		
28 S	Auguſtinus	Auguſtin	♐	den 29. Auguſt ☾ 4;	den 28. Aug.
29 S	12. n. Pfingſten	11. n. Trinit.	♐	den 30. Auguſt ☾ ☌. ☾ ☌.	4 U. 29 M.
30 M	Roſa v. Lima	Benjamin	♑		früh.
31 D	Raimund	Rebecca	♑		

Merkregel: Kräht der Dichter auf dem Miſt, | Nennt er ſich feierlich Naturaliſt,
Aber das Wetter bleibt doch, wie's iſt.

Genug.

Ein Ritter ritt durch reifes Korn,
Den Zügel laß und ohne Sporn;

Der Sommersonne heller Strahl
Lag funkelnd auf dem schwarzen Stahl

Des Rüstkleids, das der Ritter trug,
Im Schild stand ihm ein Wort: Genug.

Es lag die Lanze vor ihm quer —
Darauf die Eisenrechte schwer.

Als er an eine Quelle kam,
Den Helm er sich vom Haupte nahm,

Kniete nieder in den Kieselsand,
Schöpfte Wasser mit der Eisenhand.

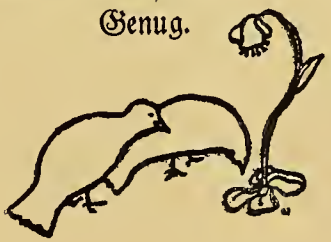
Und ließ es wieder fließen dann;
Liebreich sah er das Fließen an:

Es fraß der breite Gaul im Schritt,
Nahm manche gelbe Aehre mit.

Mein Herz war heiß im Kampfgetos;
Mich ließ die Liebe nimmer los;

Nun reite ich nach Haus im Schritt
Und bringe blos ein Lächeln mit:

Genug.



Aesthetisches von den Kühen.

Ah, wie glänzt das neue Thor!
Jede Kuh fürcht' sich davor;
Es ist viel zu reine.
Laßt's mit Mist beschmissen sein,
Gehen alle wedelnd ein,
Und es fürcht' sich keine.

Aus der Schusterperspektive.

Ein Held und Herr hatte Stiefel not,
Und einen Schuster zu sich entbot,
Sie anzumessen.

Der rannte beglückt von Trinken und Essen
Und kam.
Zunftsäuberlich das Fußmaaß nahm.

Nun aber, als er am Biertisch gesessen!
Hu, wie er das Maul voll Knödel nahm:

Ei'm Helden, ihr, ist nit leicht anzumessen!
Ich maß mir schier die Arme lahm.
Nicht jeder Meister mag dazu taugen:
Der Held hat sieben Hühneraugen!

Für Beerensucher.

Gingen zwei in einen Beerenwald;
Fand der Eine süße Beeren bald;
Hat sich fleißig gebückt
Und emsig gepflückt;
That nichts als essen.

Der Andre indessen
Trug immer die Nase gen Himmel gericht',
Sah den lieben Herrgott oder macht' ein Gedicht,
Aber die süßen Beeren, die sah er nicht.

Thun mir leid alle Beide.
Ich liebe die Beeren- und Himmelsweide.
Ich hätte mir Beeren gesucht im Kraut
Und essend zum blauen Himmel geschaut.
Mir hätte keins das andre geniert,
Hätte Himmel und Beeren in eins skandiert.

Quietistendevise.

Weise bin ich worden
Wie der König Salomo,
Stifte mir den Orden
Zum gezähmten Floh.

September oder Herbſtmonat.

1897	Kath. Tagesnamen	Proteſt. Tagesnamen	☾ Lauf	Himmelserſchein.	Mondwechſel
1 M	Aegydius	Aegydius	♋		
2 D	Abſalom	Rahel Lea	♋		
3 F	Manſuetus	Manſuetus	♌	Den 1. Sept. ☾ in Erdnähe ☾ ☌ ♄;	
4 S	Roſalia	Moſes	♌		
5 S	13. n. Pfingſten	12. n. Trinit.	♌		
6 M	Magnus	Magnus	♌	den 7. Sept. ☾ ☍ ♃;	den 4. Sept. 0 U. 13 M. früh;
7 D	Regina	Regina	♍		
8 M	Mariä Geburt	Mariä Geburt	♍	den 13. Sept. ☌ ☉;	
9 D	Gorgonius	Bruno	♍		
10 F	Nicol. Tol.	Oſthenes	♎	den 17. Sept. ☾ in Erdferne;	
11 S	Protus	Gerhard	♎		
12 S	14. n. Pfingſten	13. n. Trinit.	♎		
13 M	Maternus	Chriſtlieb	♎	den 22. Sept. ☉ in ♎. Herbſtes Anfang. Tag u. Nacht gleich. ☾ ☌ ♅. Untere ☌ ☿ ☉;	den 11. Sept. 3 U. 12 M. früh;
14 D	Kreuz-Erhöhung	Kreuz-Erhöhung	♏		
15 M	Quatember	Quatember	♏		
16 D	Corn. u. Cypr.	Euphemia	♏		
17 F	Lambertus	Lambertus	♐		
18 S	Thom. v. Vill.	Siegfried	♐		
19 S	15. n. Pfingſten	14. n. Trinit.	♐		
20 M	Euſtachius	Friederike	♐	den 26. Sept. ☾ ☍ ☿;	den 19. Sept. 3 U. 51 M früh;
21 D	Matthäus	Matthäus	♑		
22 M	Moritz	Moritz	♑	den 27. Sept. ☿ ☍ ♂;	
23 D	Thekla	Joel	♑		
24 F	Joh. Empf.	Joh. Empf.	♒	den 29. Sept. ☾ in Erdnähe;	
25 S	Cleophas	Cleophas	♒		
26 S	16. n. Pfingſten	15. n. Trinit.	♎		
27 M	Cosm. u. Dam.	Cosmus	♎	den 30. Sept. ☾ ☌ ♄.	den 26. Sept. 2 U. 46 M. nachmittags.
28 D	Wenzeslaus K.	Wenzeslaus	♋		
29 M	Michael	Michael	♋		
30 D	Hieronymus	Hieronymus	♌		

Merkregel: An Mariä Geburt
Fliegen die erſten Schwalben furt,
Aber am Geburtstag der lieben Frau
Werden auch die erſten Trauben blau.

Spätsommerphilosophie.

Ueber die Wiesen septembert der Wind,
Die Blätter wolln sich verfärben;
Jetzt gehts erst langsam, dann geschwind
Ans Sterben.

Unsinn! Jetzt wird die Welt erst bunt!
Glaub nicht an die Unken!
Wir sind verliebt und frech gesund;
Bald wird getrunken!

Paßt auf: Das Jahr giebt guten Wein!
Wie lachen die Trauben!
Sonst mag ich kein Prophete sein;
Das könnt ihr mir glauben.

Und schließlich: Käme der Senserich
Mit der Rippenweste
Und spräche zu mir: Jetzt hol ich dich
Vom schäumenden Feste.

Es wäre mir, ich gesteh' es euch gern,
Nicht eben erfreulich,
Indessen, ich folgte dem kalkigen Herrn
Getreulich.

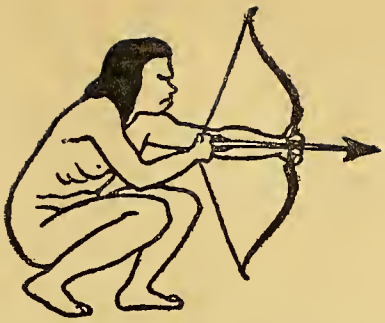
Ich kenne den Mann über dreißig Jahr';
Es ist wohl der Gleiche,
Der damals so liebenswürdig war,
Mich in die Reiche

Des Lebens zu rufen aus weiß nicht woher.
Er scheint es zu lieben,
Zwischen Sein und Nichtsein uns hin und her
Gemächlich zu schieben.

Ein etwas unverständlicher Sport.
Der Sportsman indessen
Scheint mächtig. Zu mucken wider sein Wort,
Das wäre vermessen.

Was nützt' es der Kegelkugel, die
Sich sträubte, zu rollen?
Es giebt ein paar Punkte, da fragt man nicht, wie
Wir Würmerchen wollen.

Und also sag ich: Der Wein wird gut
Und werde getrunken!
Schief setzt ich auf Hallodrioh meinen Hut
Und pfeif auf die Unken.



Wahrheit und Wahn.

Wo wächst die Wahrheit?
Hinter dem Zaun, im Feld,
Tief in der Wiese, im Wald:
Ueberall, überall.

Aber über sie her
Weht seine Halme der Wahn,
Die Brotfrucht.

Willst du ihn ernten, den nährenden, greif
Zu Sichel und Sense.
Aber die Wahrheit zu pflücken genügt
Die Hand eines Kindes.

Drum siehst du sie öfter im Strauße des Dichters,
Als in den Tennen der klugen Leute.

Spruch.

Ein jeder Mann hat seine Rüpeljahr'.
Der wird kein ganzer Kerl, der nie ein Rüpel war.
Nur freilich, daß es geht, so wie man's treibt:
Mancher sein Lebtag blos ein Rüpel bleibt.

1897	Kath. Tagesnamen	Protest. Tagesnamen	☾Lauf	Himmelserschein.	Mondwechsel
1 F	Remigius	Remigius	♐		
2 S	Leodegar	Vollrad	♐		
3 S	17. n. Pfingsten	16. n. Trinit.	♑		
4 M	Franz	Franz	♑	Den 4. Okt. ☾R;	
5 D	Placidus	Fides	♒		
6 M	Bruno	Charitas	♒	den 6. Okt. ☿U;	
7 D	Marcus P.	Spes	♓		den 3. Okt. 6 U. 32 M. morgens;
8 F	Brigitta	Ephraim	♓	den 8. Okt. ☿ gr. westliche Ausw.;	
9 S	Dionysius	Dionysius	♓		
10 S	18. n. Pfingsten	17. n. Trinit.	♈		
11 M	Burchard	Burkhard	♈		
12 D	Maximilian	Ehrenfried	♉	den 14. Okt. ☾ in Erdferne;	
13 M	Eduard	Coloman	♉		
14 D	Calixtus	Wilhelmine	♊	den 19. Okt. ☾V. ☿U;	den 10. Okt. 4 U. 42 M. nachmittags;
15 F	Theresia	Hedwig	♊		
16 S	Gallus	Gallus	♊		
17 S	19. n. Pfingsten	18. n. Trinit.	♋	den 23. Okt. ☉ in ♏. ☾U;	
18 M	Lucas Evang.	Lucas	♋		
19 D	Pet. v. Alcant.	Ptolemäus	♌	den 24. Okt. ☾☿;	
20 M	Wendelin	Wendelin	♌		den 18. Okt. 10 U. 9 M. nachts;
21 D	Ursula	Ursula	♌	den 25. Okt. ☾☿;	
22 F	Cordula	Cordula	♍		
23 S	Joh. v. Capistr.	Severinus	♍		
24 S	20. n. Pfingsten	19. n. Trinit.	♎	den 26. Okt. ☾♂;	
25 M	Crispin	Adelheid	♎		
26 D	Evaristus	Amandus	♏	den 27. Okt. ☾ in Erdnähe ☾♄. ☾♄.	den 26. Okt. 0 U. 28 M. früh.
27 M	Sabina	Sabina	♏		
28 D	Simon Juda	Simon Juda	♐		
29 F	Narcissus	Engelhard	♐		
30 S	Serapion	Hartmann	♑		
31 S	21. n. Pfingsten	Reform.-Fest	♑		

Merkregel: Nach dem Tag Sankt Gall / Bleib die Kuh im Stall, | Nach dem Tag Lukas, / Bleib der Mann am Faß.

Neuweinlied.

Das hat Gott Vater gut gemacht,
Daß er zum Herbst den Wein gebracht,
Den weißen und den roten.
Die Welt wird alt, der Wein ist jung,
Herz bringt und Beine er in Schwung;
Wir tanzen ohne Noten.

Wir tanzen nach dem ältsten Takt,
Nach dem im Paradiese nackt
Die Beiden schon sich drehten,
Die unser Aller Eltern sind;
Wir tanzen zum Oktoberwind
Wie trunkene Propheten.

Daß ihr mir nicht dem Herbste glaubt,
Es sei nun alles abgelaubt,
Und alle Keime schliefen!
Seht unsern Kranz und unsern Tanz
Und unsrer Augen glühen Glanz:
Es wird was in den Tiefen!

Wie dieser junge Wein im Faß
Sich gährend regt ohn' Unterlaß
Bis zu der klaren Stärke,
So braut in uns gesunder Sinn
Durch Winternis und Starre hin
Zu neuem Frühlingswerke.

Die Gläser alle an den Mund!
Glaubt nicht dem Herbst! Wir sind gesund
Und wollens auch beweisen.
Der Herrgott hoch! Hats gut gemacht,
Daß er zum Herbst den Wein gebracht,
Den roten und den weißen.

Reimhatz.

Die Erde, der runde,
Der bunte
Ball,
Spektakelt,
Mirakelt
Durchs Weltenall.

Wir taumeln
Und baumeln
Spektakelnd mit,
Werden älter,
Werden kälter,
Tante Mors ruft: Quitt!

Meinen werten Feinden.

Die Feinde haben mich weise gemacht,
— Die guten Feinde!
Erst hab ich gebrummt, dann hab ich gelacht
Der grimmen Gemeinde.

Sie haben mir, was ich bin, gezeigt,
— Die lieben Leute!
Nun weiß ich, wie man lächelt und schweigt.
Wer haßt mich heute?

Die gute Ärztin.

Die Zeit / Die eilt / Die Zeit / Die heilt.
Weis deine Wunden!
Oh Schmerz und Blut!
Wird alles wieder gut:
Kühl wehen die Stunden.

Kleiner, hüte dich!

Worte werfen die Wahrheit nicht um, doch wackelt sie manchmal,
Wenn von rechts und von links Wortegestöber krawallt.
Leider genügt das bereits, denn wackelnde Wahrheiten werden
Gerne von hoch und gering eilig als Irrtum geschätzt.
Steht aber Unsinn recht stramm, breitbeinig und wuchtig im Erdreich,
Fühlt sich die Menge zu ihm wie mit Magneten gelenkt,
Klebt wie der Eisenfeilspahn daran fest und fühlt sich geborgen,
Denn das Feste allein bietet den Wankenden Schutz.
Wehe dir, Männchen mit Spaten und Beil, wenn's keck dich gelüstet,
Auszugraben den Stamm, der so gar viele beschützt!
Bist du nicht stark wie der Sturm, der knorrige Eichen entwurzelt,
Nageln sie dich mit Gehöhn an den geheiligten Stamm.
Und es geschieht dir recht, denn der schändlichste Dilettantismus
Ist es, fürs Große ins Feld als ein Pygmäe zu ziehn.
Ehrfurcht gebietet die Kraft auch als Wahn; sie niederzukämpfen
Ziemt nur wieder der Kraft; Macht gebührt nur der Macht.

Schwerthuldigung.

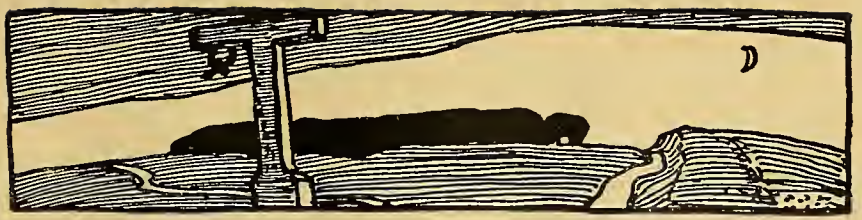
Mit meinen Speeren
Will ich dich ehren,
Mit meinen Schwerten
Will ich dich werten,
Mit Stechen und Hauen
Will ich dir trauen,
Herr Feind!

November oder Windmonat.

1897	Kath. Tagesnamen	Protest. Tagesnamen	☾Lauf	Himmelserschein.	Mondwechsel
1 M	Aller Heiligen	Allerheiligen		Den 1. Nov. ☾&; den 8. Nov. obere ☌☿☉; den 11. Nov. ☾in Erdferne; den 12. Nov. ☿☌; den 15. Nov. ☾U; den 16. Nov. ☾♉; den 19. Nov. ☿♄; den 20. Nov. ☾4; den 21. Nov. ☉ in ♐. ☌♃☉. ☌♃. ☌☌☉; den 23. Nov. ☾♀; den 24. Nov. ☾in Erdnähe. ☾♉. ☾☌. ☾♄; den 25. Nov. ☾♀. ☌♄☉; den 27. Nov. ☌♄; den 28. Nov. ☾Ω.	den 1. Nov. 3 U. 37 M. nachmittags; den 9. Nov. 10 U. 50 M. vormittags; den 17. Nov. 3 U. 2 M. nachmittags; den 24. Nov. 10 U. 20 M. nachts.
2 D	Aller Seelen	Allerseelen			
3 M	Hubertus	Gottlieb			
4 D	Carolus Bor.	Charlotte			
5 F	Emmerich	Erich			
6 S	Leonhard	Leonhard			
7 S	22. n. Pfingsten	21. n. Trinit.			
8 M	4 gekr. Märt.	Claudius			
9 D	Theodorus	Theodor			
10 M	Andreas Avel.	Martin P.			
11 D	Martin Bisch.	Martin Bisch.			
12 F	Martin P.	Kunibert			
13 S	Stanisl. Kostk.	Eugen			
14 S	23. n. Pfingsten	22. n. Trinit.			
15 M	Leopold	Leopold			
16 D	Edmund	Ottomar			
17 M	Greg. Thaum.	Bußtag *			
18 D	Otto	Gottschalk			
19 F	Elisabeth	Elisabeth			
20 S	Felix v. Valois	Edmund			
21 S	24. n. Pfingsten	Totenfest			
22 M	Eugen	Ernestine			
23 D	Clemens	Clemens			
24 M	Chrysogenus	Lebrecht			
25 D	Katharina	Katharina			
26 F	Conrad B.	Conrad			
27 S	Virgilius	Loth			
28 S	1. Advent	1. Advent			
29 M	Saturninus	Noah			
30 D	Andreas Ap.	Andreas			

* Bußtag in Preußen, sowie in allen nord- und mitteldeutschen Ländern.

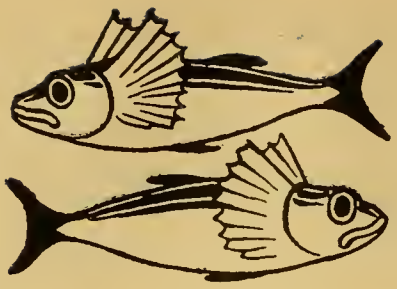
Merkregel: Sankt Martin: Feuer im Kamin; | Nun singe mit Luthern: Laß fahren dahin!



Der Alte am Abend spricht:

Mir haben auch die Sinne wohl gethan,
Mich lachte auch das Leben süße an;
Nun bin ich matt.
Nun sehn ich mich nach einem stillen Schluß,
Nach einem tiefen Schlafe, der kein Muß
Und auch kein Wollen hat.

Ich sah das Glück, die Sonne war mir lieb,
Ich aß und nahm, bis nichts zu nehmen blieb;
Nun will ich gehn.
Mein Aug ist müd von Farbe, Licht und Glanz,
Es hat zu lange in den Mückentanz
Der bunten Welt gesehn.



Parabel.

Herr Lehmann wollt' sich malen lan,
Hub' drum zu Lenbach z'reden an:
„Herr Meister, Ihr sollt mich konterfein!
Doch soll's ein feines Bildnus sein:
Ein Bild voll Schönheit, Geist und Kraft,
Ein Ehrenmal der Lehmannschaft.
Mein treues Auge, deutsch und blau,
Daß es recht gottesfürchtig schau!
Meiner Lippen roter Bogenschwung
Verrate heil'ge Begeisterung
Für alles, was da groß und wahr!
Baut meine Stirne hoch und klar,
Und laßt die Locken golden wallen!
Meine Nase soll meiner Frau gefallen
(Sie liebt die langen, graden, schmalen):
Was ihr verlangt, ich will's bezahlen."

Der Meister durch das Brillenrund
Schaut nieder auf Herrn Lehmann und
Er spricht:
„Herr Lehmann, Euer wohledel Gesicht
Eignet sich zu einem Adonis nicht!

Ihr seid ein guter Lehmann zwar,
Doch ein Apoll nicht eben gar.
Euer Auge blickt ein wenig schiel,
Eure Nase staunt zum Himmel zu viel,
Eurer Locken blonden Scheitelkranz,
Die Zeit hat ihn gelichtet ganz.
Ihr seid ein Bürger unzweifelhaft bieder,
Doch Eure Stirn ist gedrückt und nieder,
Auch geht Eurer Lippen Schwung die Quere —
Herr Lehmann, ich bedaure sehre."
Groß sah den Meister Herr Lehmann an,
Dacht bei sich: Das ist ein grober Mann!
Ist auch von den Realisten verdorben;
Der Idealismus ist ausgestorben.
Oh, diese Zeiten, diese krassen!!
Kein Biedermann kann sich mehr malen lassen.

Hans und Grethe.

Hans und Grethe, Grethe und Hans;
Ueberall derselbe Tanz;
Immerfort derselbe Kreis.
Von Adam her im Paradeis
Zielt alles auf denselben Strich:
Das Ding ist unabänderlich.

Dezember oder Christmonat.

1897	Kath. Tagesnamen	Protest. Tagesnamen	☾Lauf	Himmelserschein.	Mondwechsel
1 M	Eligius	Arnold	♓		
2 D	Bibiana	Candidus	♓		
3 F	Franz Xaver	Cassian	♈		
4 S	Barbara	Barbara	♈	Den 8. Dez. ☾ in Erdf. ☿☌;	
5 S	2. Advent	2. Advent	♈		den 1. Dez. 4 U. 14 M. früh;
6 M	Nicolaus	Nicolaus	♈	den 12. Dez. ☾☍. ♀☌;	
7 D	Ambrosius	Antonia	♈		
8 M	Mariä Empf.	Mariä Empf.	♉	den 18. Dez. ☾△;	
9 D	Leocadia	Joachim	♉		
10 F	Melchiades	Judith	♊		
11 S	Damasus	Waldemar	♊	den 20. Dez. ☿ gr. östliche Ausw.;	den 9. Dez. 5 U. 54 M. früh;
12 S	3. Advent	3. Advent	♊		
13 M	Lucia	Lucia	♋		
14 D	Nicasius B.	Israel	♋	den 21. Dez. ☉ in ♊. Winters Anfang. Kürz. Tag. ☾☌;	
15 M	Quatember	Quatember	♌		
16 D	Adelheid	Ananias	♌		den 17. Dez. 5 U. 22 M. früh;
17 F	Lazarus	Lazarus	♌		
18 S	Mariä Erw.	Christoph	♎		
19 S	4. Advent	4. Advent	♎	den 22. Dez. ☾☌. ☾☿;	
20 M	Ammon	Abraham	♋		
21 D	Thomas A.	Thomas	♋	den 23. Dez. ☾ in Erdnähe ☾☌;	den 23. Dez. 8 U. 55 M. abends;
22 M	Flavian	Beata	♍		
23 D	Victoria	Ignatius	♍		
24 F	Adam, Eva	Adam u. Eva	♌		
25 S	Christtag	Christtag	♌	den 25. Dez. ☾☌ ☾☿;	
26 S	Weihnacht	Weihnacht	♐		
27 M	Joh. Ev.	Johann Ev.	♐	den 30. Dez. ♃□☉. ☿☌.	den 30. Dez. 8 U. 27 M. abends.
28 D	Unsch. Kindl.	Unsch. Kindl.	♓		
29 M	Thomas B.	Jonathan	♓		
30 D	David K.	David	♈		
31 F	Sylvester	Sylvester	♈		

Merkregel: Eis hängt an den Weiden, So ist's an der Zeit. | Hat sich's ausgeschneit, Wirst du Palmen schneiden.

Christoph, Rupprecht, Nikolaus.

Ich kenn drei gute, deutsche Gesellen
Mit großen Händen und Beinen schnelln;
Mit dicken Säcken auf breitem Buckel
Stampfen sie eilig durchs Land mit Gehuckel;
Haben Eis im Bart
Und grimmige Art,
Aber Augen gar milde;
Führn Aepfel und Nüsse und Kuchen im Schilde
Und schleppen und schleppen im Huckepack
Himmeltausendschöne Sachen im Sack.

All drei sind früher Heiden gewesen.
Der erst heißt Christoph: Auserlesen
Hat er in einer eisgrimmigen Nacht
Das Christkindel übers Wildwasser gebracht.
Rupprecht der zweite ist genannt:
Der fuhr voreinsten übers Land
Tief nächten in Gespenstergraus
Als Heidengott. Den Nikolaus,
Als wie der dritte ist geheißen,
Thät man als einen Bischof preisen.

Das ist nun all' Legend und Mär.
Ich übernehme nicht Gwähr,
Daß just genau es so gewesen.

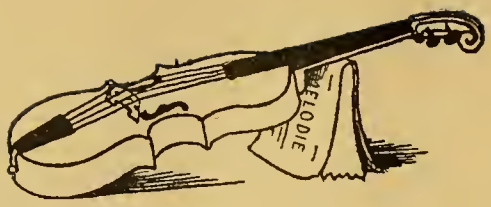
*

Habs nicht gesehn, habs nur gelesen.
Auf Schildereien jedermann
Die dreie freilich sehen kann.
Da ist der Rupprecht dick beschneet
Und derb gestiefelt fürder geht.
Drei Aepfel trägt der Nikolaus,
Sieht väterlich und ernsthaft aus.
Und Christophor im langen Bart
Ist heidenmäßig dick behaart,
Hat einen roten Mantel an
Und ist ansonst ein nackter Mann.

Die dreie nun, daß ihr es wißt,
Verehre ich als Mensch und Christ.
Sie sind so lieb und ungeschlacht
Und ganz aus deutschem Mark gemacht.
Mildherzig rauh, kratzhaarig lind,
Des deutschen Gottes Ingesind.

Die guten Knechte, reichen Herrn!
Sie dienen gern und schenken gern,
Wolln keinen Dank, wolln keinen Lohn,
Sind in sich selbst bedanklohnt schon.

Grüß Gott ihr dreie miteinand
Im lieben weiten deutschen Land!
Christoph, Rupprecht, Nikolaus!
Schüttet eure Säcke aus,
Schüttet sie mit Lachen,
Blickt mit hellen Augen drein
Und laßt wohl gesegnet sein
Eure Siebensachen.



Lobetanz.

Ein Märchen.

Es war im Lande Nirgendwo zur Zeit Nirgendwann.

Die Menschen dort und damals waren im Grunde genau so, wie die Menschen heute auch. Sie liebten einander oder haßten einander, oder waren sich einander so gleichgültig wie Spinnen in verschiedenen Winkeln. Es gab solche, die einander küßten, und es gab solche, die einander ohrfeigten, und es gab solche, die einander angähnten. Es gab solche, die Anderen Liebesbriefe schrieben, jedes Wort eine Wabe voll Honig, und es gab solche, die anderen Schneiderrechnungen schickten, jedes Wort ein Exekutorsiegel. Es gab solche, die steif dastanden und kommandierten: Du da, wichs mir meine Stiefeln! Und es gab solche, die einen krummen Buckel machten und flöteten: Ergebenster Diener! Es gab solche, die sich Pasteten aus Kolibristerzen machen ließen, und solche, die froh waren um die Brotrinden, darinnen jene sich hatten Bärenschinken backen lassen. Es gab solche mit hellen Hirnen, und solche mit Köpfen voll dicker Dunkelheit. Es gab solche mit schnellen, heißen, hurtigen Herzen, in denen Gedichte blühten, und es gab solche, deren Herzschlag nichts sagte, als bim-bam immer blos die Tiktakwahrheit: zweimal zwei ist vier.

Zumal in puncto puncti stand es damals just wie heute.

Nämlich: Wenn Einer Eine sah, die ihm recht aus dem Grunde und Ganzen gefiel, da schwerte wie ein heißer, duftender Tropfen

Sehnsucht in seine Seele hinab. Und sein Leben kam in brausenden, schnellen Trieb, und alle seine Sinne brannten und riefen nach der Einen. Und wenn sein Leben sonst Scharwerk war, jetzt wurde es Tanz um einen gleißenden Punkt.

Nur darin war das Leben in Nirgendwo um die Zeit Nirgendwann anders als das Leben von heute, daß Alles ausgeprägter, bunter, voller war. Noch hatte sich das große Grau nicht über die Welt gesenkt, das Formen und Farben verwischt, und es lag noch nicht über den Herzen die laue Nebelwolke, die jede heiße Regung drückt und dämpft. Die Menschen waren kindlicher, feldwüchsiger, heiter wie Blumen, die im Winde schwingen, und sie hatten viel Lust am Spiel, und auch ihr Ernst war beim Spiele.

Der König im Lande Nirgendwo war ein dicker, freundlicher, blonder Herr, so wie man den Gambrinus abbildet, der eine Tonne zum Thron hat. Krieg war seine Leidenschaft nicht, und an seinem Hofe langweilten sich die Offiziere, die es eigentlich nur wegen der Uniformschneider gab. Wozu, sagte er, Krieg führen? Wir müssen ja ohnehin allzumal sterben. Ueberdies ist es eine unbequeme Beschäftigung von einem unköniglich schnellen Tempo. Und es sieht garnicht hübsch aus, wenn die Leute so angeschossen herumliegen und schließlich Pensionen begehren.

Er hielt es dafür mit den Dichtern.

Das war seine merkwürdige Schwäche. Es mußte skandiert werden um ihn herum. Und er skandierte selber beträchtlich.

Das wäre Alles ganz nett gewesen, wenn nicht seine Tochter, das königliche Fräulein, plötzlich schwermütig geworden wäre.

Bis zu ihrem siebzehnten Jahre, — so alt war sie jetzt, — war sie ein lustiges, lebfrisches Ding, lief gern in die Blumen und in den Wald, konnte singen wie eine Haidelerche und tanzen wie eine Bachstelze, freute sich ihrer bunten, seidenen Kleider, freute sich ihrer blonden Zöpfe, wie sie immer länger und dichter wurden, freute sich des blauen Himmels, freute sich der grünen Wiesen, freute sich der hellen Blumen, freute sich des Wassers, das im Bache lief, freute sich des Käfers, der am Halme turnte, freute sich . . . ach, freute sich, freute sich, freute sich aller Dinge.

Schnell war sie da mit ihrem Kusse. Küßte ihre weiße Katze, küßte ihren schwarzen Hund, küßte jede Blume im Garten, küßte sich selber die runden Arme, und wenn sie die dicke Majestät ihres Vaters sah, küßte sie wild herzlich ihn so froh und frisch, daß ihm selige Thränen über die vollen Backen kugelten.

Die Königin, ihre Mutter, eine stille, gütige Frau, von leichtem Gange, wie eine Fee, und mit einer Stimme, lind und leis wie silberner Glockentrost, der auf Sommerwinden über Blumen her von ferne, ferne kommt, war gestorben, als das königliche Fräulein, ein runder Grübchenpausback, noch in der Wiege lag.

Nie war die Prinzessin ihr ähnlich gewesen. Nur jetzt, wie sie in's Siebzehnte ging und plötzlich stille ward, und alle Heiterkeit von ihr fiel wie Schellenglocken, und sie mit leisem Gange die Einsamkeit suchte und so eigen zum Himmel schaute manchmal und dann wieder den Kopf hängen und die Augen am Boden suchen ließ, wie wenn dort etwas Verlorenes, gar seltsam Köstliches verborgen läge, tief, tief verborgen, — jetzt ward sie mit einem Male der stillholden Mutter ähnlich.

Auch darin, daß sie ganz besonders die Harfenzupfer mied, die besoldeten Lyraschläger, die mit ewig honigseimigen Lippen Verse in die Luft bliesen, und von deren Leyern ein ewiges Bing-bewing-bing durch das Königsschloß säuselte.

Der dicke König war sehr betrübt darüber.

Mein liebes Kind, sprach er zu ihr, was fehlt Dir?

Nichts, sagte das königliche Fräulein.

Willst Du ein neues Kleid, mein liebes Kind?

Nein, sagte das königliche Fräulein.

Was willst Du denn, mein liebes Kind?

Ach!!! sagte das königliche Fräulein.

Dieses Ach fiel dem dicken König schwer ins Herz. Ihm war, als ob er es schon einmal gehört hätte, in lang vergangener Zeit. Wo doch? Wo doch? Und er sprach es vor sich hin, nachahmend: Ach! Ach!! Ach!!!

Aber er wurde nicht klar darüber.

Darum, wie er immer zu thun pflegte in den Zwiespälten seines Innern, berief er seine Leibdichter zu einem poetischen Rate.

Und es kamen heran, die Harfen feierlich geschultert: Der Pathetische, der Weinerliche, der Heiterling, der Gallenschwarze, der Schäferliche, der Mondscheinerliche, der Blümerante, der Grübeling, der Kothurnturner, der Wehwonnige, der Wonnenwehliche, der Ueber-

zeugungskräftige, der Moralsultan, der Heididdeldumme, der Traumversunkene, der Kollernde, der Weltenwälzer, der Lehrhafte, der Grollende, — alle kamen sie heran, prangend im Schmucke ihrer Schüttellocken. Der Pathetische kam in Meterschritten, gewaltigen Schenkelschwungs; der Weinerliche wankte bange von Säule zu Säule, knickebeinig und zitterwadig; trotzig stampfte der Gallenschwarze heran mit dem Absatztritte der Weltverachtung; im Polka-Pas kapriolte der Heiterling; menuettlich im Schleifeschritte tanzte der Schäferliche zum Thron, der Mondscheinerliche verirrte sich stolpernd zwischen den Leyerkollegen; die Finger vor der Stirne ließ sich der Grübeling schieben. So hatte ein jeder seine ganz eigene Art, die er für die einzig würdige und wahre hielt, und sie maßen einander mit verächtlichen Blicken. Sicherlich hätte es gleich ein Harfengerauf gegeben, wäre die Rücksicht auf den König nicht gewesen.

Und der König that ihnen das Ach kund, das ihm so schwer auf's väterliche Herz gefallen war. Sie, so sagte er, die in ihren Poemen so ausgiebig Achs verwendeten, in allen Gattungen und von allen Nüancen, sie seien ohne Zweifel die kompetentesten Leute im Gebiete des Ach. So möchten sie denn raten.

Und die Dichter wogen das Ach des königlichen Fräuleins in ihrem Herzen ab, jeder auf der Wage seiner Spezialität, und es war eine lange beklommene Pause.

Dem König wurde angst und bange bei dieser Stille, denn er war es nicht gewöhnt, daß seine Dichter schwiegen.

Gott Lob, da begannen sie auf einmal allesamt plötzlich zu rufen und zu reden.

Der Anciennetät nach, wenn ich bitten darf, rief der König, und dann hörte er Einen nach dem Anderen an.

Ihre Meinung aber, merkwürdig einhellig, war die: das königliche Fräulein bedürfe einer neuen Sensation, und zwar, gemäß den Traditionen des königlichen Hofes von Nirgendwo, einer poetischen.

Damit war aber auch die Einhelligkeit erschöpft, denn nun meinte ein Jeder, daß nur seine Leyer diese Sensation vermöchte. Allesammt rupften sie die Saiten, und allesammt hoben sie ihre Stimmen, zu zeigen, wie etwa sie klänge und laute, diese Sensation.

Es war ein fürchterliches Bing-bewing-bing durcheinander, sodaß sich selbst der wohlabgehärtete König die Ohren seiner Majestät zuhielt und flehentlich rief: Genug, meine lieben Sänger, genug, genug; das Gebälke des Saales droht Einsturz.

Und als das Saitengerupf verklungen, sprach er also: Es mag wohl sein, meine lieben Sänger, daß meines Herzens liebes Kind einer neuen lyrischen Sensation bedarf. Ich wüßte auch nicht, wessen sonst sie bedürfen sollte. Aber mich dünkt: nicht völlig sicher ist, wer von euch sie ihr zu bieten vermag. Denn viele seid ihr, und jeder von anderer Art, und jeder von euch meint, seine Art vermöchte sie. Wer soll hier raten!

Da rief der Aelteste: Die Anciennetät entscheide!

Der Jüngste aber schrie: Wessen die lauteste Stimme ist, der ist der Rechte!

Nicht so! sprach der König. Nur meines Herzens liebes Kind kann hier entscheiden. Und so beschloß ich denn und bestimme nun: Am Tage des Frührosenfestes soll ein Singetag sein, und jeglicher, der sich neuer, lyrischer Sensationen mächtig glaubt in meinem treuen Lande Nirgendwo, sei in Hulden dazu geladen vor das Preisgericht meines lieben Ach-gequälten Kindes. Gehet denn hin und rüstet euch mit süßen Tönen!

Bing-beweng-bing klingelte es ihm entgegen als Zeichen beifälligen Dankes, und Jeglicher ging in sein Gelaß, die Laute zu üben auf neue unerhörte Töne.

Der König aber verkündete seiner Tochter, was beschlossen war. Schweigend hörte sie zu.

Bist Du zufrieden? fragte er.

Ach!! antwortete sie, und es war ihm, als klänge dies Ach noch wehebänger als das frühere.

Am Morgen des Frührosenfestes schmückten die schönsten Mädchen des Landes Nirgendwo das Rosenrund im königlichen Garten zum Singetage. Lauter helle, blasse Maienrosen rankten sie um Thron und Sängergestühl. Mit Lachen und Singen übten sie ihr Amt, die schönen Kinder, und es war ein holdes Hin und Her zwischen dem jungen Frühlingsgrün des Gartens, den wehenden Locken und den seidenen, vielfaltigen Gewändern.

Dem Himmel gefiel dies bunte, junge Leben baß; so heiter blau, als es ihm nur möglich war, lachte er nieder auf die Rosenarbeit der Fröhlichen. Und die Mädchen sangen:

Blauer Himmel, Himmel blau,
Maiensonne, helle, —:
Wer ist die allerschönste Frau?
Ist sie hier zur Stelle?

Und sie wandten allesammt ihre hellen, lachenden Gesichter zum Himmel und waren einen Augenblick wartestill, dann sahen sie einander reihum schalkisch an und lachten:

Eia, der helle Sonnenschein
Kennt nicht das schönste Jungfräulein;
Muß meinen Liebsten fragen;
Mein Liebster ist klug,
Weiß all' genug,
Mein Liebster wird mir's sagen.

Da, als sich helles Lachen an die letzten Töne rankte, nickte eine weiße Barettfeder über die Mauer, und ehe sich's die Mädchen verdachten, schwang sich ein Bursch in den Garten.

He, du, rief eine Blonde, Kecke: der Garten da ist königlich! Da springt man nicht so über die Mauer.

Warum denn nicht? fragte der Springer und hob sein Barett zu leichtem Gruße.

Ich springe hin, wohin ich mag,
Heut ist der Frühe-Rosen-Tag,
Springfroh sind meine Beine,
Wo Rosen sind, ein ganzer Hag,
Brech ich mir eine!

Und er küßte die Blonde auf den Mund.

Ei da, der Freche! schalten die Mädchen, — aber sie meinten's nicht so.

Der Bursch aber fragte: Was rankt ihr Rosen um's Gestühl? Ist Hochzeit heute bei Königs?

Die Mädchen lachten: Nicht Hochzeit! Singetag! Und sie erzählten vom Ach des königlichen Fräuleins.

Der Bursch machte ein schief Gesicht: Du lieber Gott! Die Dudelsackfänger! Und er nahm seine Geige, die ihm über'm Rücken hing, sah sie an und sagte: Da bist du zu gut dazu.

Ho, der Stolze! riefen die Mädchen. Kannst du denn geigen und singen auch?

Ich? sagte der Bursch, — was sollt ich denn sonst können? Seh ich nicht aus, zerschlissen genug, wie ein guter Sänger?

Oh! Bei uns stolzen die Dichter in ganznähtigen Gewändern und in seidenen gar, mit samtenen Puffen. Sind wohl angesehen und gewürdet und gewappelt. Du bist wohl einer von den Fahrenden? Wie heißt du denn?

Mein Vater, der hieß, ich weiß nicht wie,
Meine Mutter verlor den Myrtenkranz,
Meine Mutter, die herzliebe Fraue, die
Nannte mich Lobetanz.

Er sang's halb lustig, halb weh, dann rief er: Gott hüt' euch und erhalt euch hold, schöne Kinder! Ich will weiter noch, heut ist ein guter Rühr-die-Beine-Tag; mögen die Dudler singen! Und er wandte sich wieder zur Mauer.

Aber er gefiel den Mädchen wohl, denn er war ein hübscher Bursch. Blonde Ringelhaare hatte er und zwei dunkelblaue Augen unter einer klaren Stirn. Dazu eine grade, stolze Nase und über dem frischroten Mund weich einen blonden Schnurrbart. War auch wohlgebaut, von festschmeidigem Leibesgefüge, stark in der Brust, und seine Beine sahen nach gutem Tanz aus.

Bleib doch! riefen die Mädchen. Gleich kommt der Zug der Sänger und dann der König mit dem königlichen Fräulein. Oh, die ist schön!

Schön ist sie? Warum ach't sie dann?

Die Mädchen kicherten.

Was soll ich unter den gut angezogenen Dichtern mit den Sammetpuffen! Schaut, Mädel, meine linke Wade hat keine Scham und guckt nackt durch ein doppeldukatengroßes Loch, und mein Wams, daß Gott erbarm, läßt viele Leichtsinnsfahnen flattern. Schaut doch, die Fetzen! Hemd und Futter lachen aus gleichem Loch. Wie könnt' ich da bleiben!

Stell dich hinter die Springbrunnlaube, davor wir unsern Platz haben. Kommt auch viel Volks, so weit es Raum. Bleib! Es wird lustig.

Gut, hinter Rosen und euch will ich's wagen. Wird's meinen Ohren zu weh, spring ich mitten durch euch und reiß aus!

Da klangen schon von ferne Trompeten und Trompetinen.

Sie kommen! Sie kommen! Schnell reihten sich die Mädchen vor die Laube, dahinter Lobetanz stand.

Und es kamen in Würdeschritt die Sänger, stolz in steifseidenen Mänteln, die Lauten im Arm, goldene Kränze auf den Köpfen. Fahnenschwinger und Blütenzweigträgerinnen gingen im Zuge, und viel Volks in Festgewändern folgte. Ein buntes, köstliches Gleißen war's, ein herrlich lautes Leben zwischen den Maienrosen.

Dann kündeten Herolde, goldene Spruchstäbe mit wimpelnden Seidenbändern in der Hand, den König.

Und es ward still.

Der König kam, ganz in Purpur gehüllt mit goldenen Säumen, auf dem Haupte die blitzende Krone, und ihm zur Seite das königliche Fräulein, ganz in weiße Seide gethan, ein Perlendiadem im blonden Haar, das bis in die Beuge des Knie's floß wie ein linder, goldfiligranener Schleier.

Bing-bewing-bing! Bing-bewing-bing! rupften ihnen die Sänger zum Gruß. Vivat hoch unser guter, dicker König und sein liebes Kind! rief das Volk. Und die silbernen Trompeten und Trompetinen schmetterten helle Fanfaren.

Gar nicht lustig sah das königliche Fräulein drein, aber hold und gütig.

Und der König gebot Beginn dem Singetage.

Aufregung bauschte und knisterte durch die steifseidenen Mäntel der Dichter. Nach dem Gesetze der lyrischen Anciennetät trat der Aelteste herfür, that seinen Musenknix und hub an.

Hub an:

Ein langes Lied zum Preise des königlichen Fräuleins, überduftig von Lob und Veilchensüße, mit unendlichen Kehrreimverrankungen.

Als er zu Ende gesungen, lehnte er die Leyer in den rechten Arm, und trat vor die Prinzessin mit fragendem Blicke.

Die schwieg.

Dann kam der Zweite und sang.

Es war das gleiche Lied, nur in etwas anderem Ton.

Auch seinem Frageblicke schwieg das königliche Fräulein.

Der Dritte kam und sang, der Vierte kam und sang, der Fünfte kam und sang, und immer schwieg das liebe, blasse Kind.

Schon kicherte es im Volke, und viel Kopfschüttelns war unter den Sängern.

Dann kam der Sechste, und der Siebente kam, und es sang der Achte, und der Neunte sang, und es folgten der Zehnte, Elfte, Zwölfte, — die Prinzessin schwieg.

Sehr bekümmert wurde der dicke König, und er dachte in seinem Herzen: Ach, käme doch endlich der Rechte!

Da, wie ein feiner Sonnenstrahl durch dicke, graue Wolkenwand, kam ein linder, langer Geigenton mitten durch das Gemurmel des Volks, und alles hob die Köpfe und lauschte.

Die Prinzessin aber, wie aus tiefem Traume, seufzte auf: Ach!

Ein ander Ach war das!

Mit entrüstetem Ruck wandten die Sänger sich um: Wer geigt hier, da wir noch nicht fertig sind?

Ich! Mit Verlaub! rief Lobetanz hinter der Springbrunnlaube. Ich! meine Herren Sänger! Vergebt, ich mußte mir Rettung schaffen vor euerm ewigen Bing-bewing-bing, drum frug ich meine liebe Frau, die Geige, ob ich fliehen sollte vor euerm Leiertum, und siehe da, ihr hörtet, wie sie rief: Bleib da!

Und wieder strich er einen feinen, leisen Ton.

Fort mit dem Spötter! riefen die Sänger. Er hat die Majestät beleidigt in ihren Sängern! Dulde es nicht, daß Respektlosigkeit einreißt im Volke, o König! Wehe, eine gemeine Fiedlersgeige will sich lustig machen über die königliche Normalleyer von Nirgendwo! Hinaus, hinaus mit dem Frevler!

Wie die Seidenmäntel entrüstet krachten! Wie die Saiten purrten an den wild gerüttelten Harfen! Wie die Lorbeerkränze blechern raschelten!

Der König aber, da er sah, daß die Augen seines Kindes glänzten, sprach: Der Fiedler trete vor!

Und Lobetanz that die Rosenranken der Laube auseinander, und es that sich die Kette der Mädchen wehend vor ihm auf, und in seinem zerschlissenen Gewande schritt durch die freie Gasse, die Geige am Kinne, der Fiedelmann.

Ruhig trat er auch durch die Sängerreihen, die sich ihm nur widerwillig öffneten, und aus denen es ihm bös drohte in grimmigen Blicken, nahm seine Geige in die Beuge des Arms, senkte degenzier den Fiedelbogen, neigte nur ein wenig das Haupt und sprach: Herr König, hier bin ich!

Mit großen Augen sah auf ihn das königliche Fräulein, und sie sprach: Vater, laß diesen singen!

Da ging ein Schrecken durch die Sänger, und es war, als wenn mit einem Male aller Harfen Saiten sprängen, solch ein Entsetzenston klirrte durch die Leyern.

Die Mädchen aber riefen laut: Sing, Lobetanz, sing! Sing, Lobetanz, sing!

Der König schüttelte den Kopf, daß das obere Stockwerk seines

Doppelkinns schier über das untere floß, dann fragten seine Augen noch einmal hinüber zu seinem Kinde. Das aber sah nur immer den Sänger an mit großen Augen, und über den Schnee seiner Wangen war es wie Morgenröte gekommen.

Sing, Lobetanz, sing! Sing, Lobetanz, sing!

Und der König senkte, wie in Ergebung, die Hand, daß Lobetanz begänne.

Der lächelte erst. Dann that er einen Blick auf das königliche Kind. Seine Blicke tranken die ihren. Dann schloß er seine Augen auf eine kurze Weile, und sein Bogen ging über die Saiten, daß ein Flüstern von der Geige kam wie Maienwind.

Und er sang. Wie wenn er ganz allein wäre, leise.

Es war ein suchendes Singen.

Soll ich, soll ich singen zu dir,
Singen zu dir, du stilles Kind,
Stilles Kind in der königlichen Seide?

Er hielt inne. Nur die hohe Saite hielt einen langen Ton.

Sind deine Blicke, so hold, so reich,
Tief und rätselsüß wie der Kelch der jungen Rose.

Wieder nur der Ton der hohen Saite.

Himmelsaugen, bange große,
Augen aus dem Himmelreich!

Ein zager, schmerzlicher Ton.

Geige, Geige, meine Liebfraue,
Deine Stimme ist viel zu rauhe,
Meine Seele ist viel zu wild,
Schweigend küßt mein Herz das Bild,
Das ich mit dem Herzen schaue.

Stimme und Geige schwieg.

Da schrien die Hoflyraschläger: Welch ein Stümper und welch ein Frechling! Kein Vers, kein Gefüge, kein Regelreim! Und „Kind" nennt er das königliche Fräulein, der Bauer! Fort mit ihm!

Aber die Mädchen laut mitten hinein in die zornigen Harfen: Sing, Lobetanz, sing! Sing, Lobetanz, sing!

Der König gebot Ruhe.

Lobetanz, Geige und Bogen gesenkt, stand schweigend im Blicke der Prinzessin. Dann sang er ohne Geigenstrich, verloren in sich und seiner Seele Glück:

Ich steh im Glanze wundersam,
Der mir aus deinem Himmel kam,
Holdselig Kind von sechzehn Jahren.
Weißt du es noch: Es war im Mai,
Manch Lenzen wehte schon vorbei,
Da selig wir beisammen waren.
Durch junges Blühen schritten wir,
Und unsre Seelen sahen sich,
Zwei blasse Rosen pflückt ich dir
Von einem Zweig, geschwisterlich.
Wir waren ganz allein, allein,
In Maiengrün, Frühsonnenschein,
Und küßten uns unschuldig traut
Und spielten Bräutigam und Braut.
Weißt du es noch?

So schlicht und voller Seele hatte Lobetanz gesungen, daß schier kein Atem ging im Runde vor lauter hingegebenem Lauschen. Mit Augen, groß, offen und so glühend, als leuchtete in ihrem dunklen Blau

die ganze, tief emporgeholte, befreite Seele, hatte die Prinzessin unverwandt den Sänger angeschaut, vorgebeugt erhoben, die Arme langsam ausbreitend, — da, als Lobetanz geendet hatte, sank sie nieder, mit einem Seufzer, gleich, als ob sie stürbe.

Nun aber rasselte wildes Rufen los aus den Kehlen der königlich geaichten Sänger: Bindet den Frevler! Pikeniere her! Haltet ihn! Knebelt ihn! Schließt ihn in Ketten! Werft ihn nieder, den schlimmen Zauberer! Er hat die Prinzessin verhext mit seinem frechen Liede! Henkt ihn! Viertelt ihn! Ein Mörder ist er! Ein Attentäter! Die Prinzessin ist vor Scham gestorben! Mit seinen schlechten Versen hat der verbrecherische Dilettant sie getötet! O heilige Harfe! O Leyer des Lebens! O alle guten Geister, welch ein Schurke!

Es war keiner unter den braven Dichtern, dem nicht die Stimme überschnappte in heulender Entrüstung.

Aber die Mädchen hatten für Lobetanz eilig freie Gasse gemacht, und ehe die Pikengarde in ihren schweren Küraßreiterstiefeln zu ihm gelangen konnte, war er schon auf der Mauer. Noch einen Blick voll Glanz und seligem Glauben schickte er auf das königliche Fräulein, dann sprang er die Mauer hinab.

Er wußte wohl: Die Blasse war nicht tot.

Und der König, über sein Kind gebückt, als er sah, daß noch Leben die jungen Brüste hob, gebot, daß man ihn nicht verfolge.

Kopfschüttelnd, mit dumpf tremolierenden Harfen, gingen die Sänger, murmelnd in Gruppen, mit steifen Armbewegungen trottete sich das Volk, die Mädchen aber steckten die erschrockenen Köpfe zusammen und summten des Liedes leisen Ausklang vor sich hin:

Und spielten Bräutigam und Braut.
Weißt du es noch?

Lobetanz schritt ruhig davon, einem Walde zu, deß' breiter Rand ihm hinter einer Maaßliebwiese blaute.

Und er sang vor sich hin:

Lenz, deine Wunder sind tief!
Was mir im Herzen schlief,
Jahre lang,
Jahre bang,
Oh, wie's zum Leben drang,
Als deine lockende Stimme rief.
Lenz, o du lachender, leuchtender Lenz,
Lenz, deine Wunder sind tief!

Im Walde, als er weit hineingeschritten war, kam er an eines Försters Haus, davor eine gewaltige Linde stund. In den Aesten der Linde aber, hoch oben im grünen Rauschen, war ein Gerüst.

Das gefiel Lobetanz wohl, und er sprach zum weißbärtigen Förster: Meister vom Walde, gewährst du mir, daß ich eine Weile da oben hause, wo die jungen Blätter hin und wieder gehen?

Dem alten Waldmann gefiel des Fiedlers helles Auge, und so sprach er: Kannst gerne in die Linde steigen, Geiger. Ist eh' eine Musikantenherberg. Fiedel du, wenn sie pfeifen. Das kann ein gutes Klingen geben. Und Lobetanz stieg in die Linde. Ach, dachte er bei sich, bei den Vögeln wohnt sich's gut. Hier läßt sich träumen, was geschah und was noch werden will.

Was will denn werden?

Mutterls Augen schauen durch die Zweige und winken mir zu: Viele, viele rotwangete Aepfel kriegt man Junge, viele, viele!

Will mein Junge Aepfel haben,
Rote oder gäle?
Hast du zweie, hast du dreie,
Schäle Junge, schäle:
Schäle Schalen, lange Bänder,
Leg sie um im Kreise,
Iß die Aepfel, iß die Aepfel,
Beiß, mein Junge, beiße!

Ach, mein liebs, liebs Mutterl!

Und das königliche Fräulein!

Oh, was die für liebe Augen hat! So ganz liebe! Und lauter Glück ist drin, tief unten.

Das kann keine Geige singen! Wie sie schön war in der weißen Seide! Und was für Haare! Lauter Goldfäden! Nein: Strahlen! Ich möchte mal hinein greifen und sie mir um den Hals wickeln.

Dummer Junge! sagt's Mutterl.

So feine Hände hat sie. Schmal und ganz weiß. Aber die Augen, die sind das Schönste. Wie waren sie denn? . . . Braun? Ja! . ja . .! aber nein doch, nein! nein! Blau! . . Blau . .? Nein nein; schon braun, wie beim Reh, so lichtbraun . . . Gott, was ich für ein Dummer bin! Natürlich waren sie blau! Ach, ich Verkehrter!

Blau, wie das Wasser im See,
Klar, wie das Wasser im See,
Tief, wie das Wasser im See
Sind deine Augen, du Meine, Meine!

Du Meine . .! . . . Dummer Junge! sagt's Mutterl.

So träumte Lobetanz in seiner Linde den ganzen Tag, und auch die Nacht durch träumte er so, und ein Säuseln war im Wachen und im Schlaf über seinen Lippen.

Früh des andern Morgens schlug er die Augen auf. Und siehe: es saß ein Buntspecht auf dem Gerüstgeländer seiner Linde, und neben dem rechts eine Meise und links ein Rotkehlchen. Aber ein Rabe kam und krächzte sie alle dreie fort.

Dummer Rabe, rief Lobetanz. Ich will dich lehren, bunte Vögel fortzujagen, die viel schöner sind als du, Trübseliger. Und er warf seine Mütze nach dem Schwarzrock. Der aber bog aus, und die Mütze fiel ins Gras. Hurtig stieß der Rabe auf sie nieder, nahm sie in den gelben Schnabel und flog eilig damit fort.

Heh, willst du wohl, willst du wohl! rief Lobetanz ihm nach und klatschte, ihn zu schrecken, in die Hände. Ei, du schwarze Livrey, ei du nachtfarbener Schuft, wo trägst du denn mein Barett hin, das Mutterl mir genäht hat!

Der Rabe flog hoch auf, kreiste bedächtig und wandte sich dann nach links.

Der Daus! der Daus! rief der Förster. Schnabelschnurzigrad zum Galgen fliegt der Krächzer! Singerchen, er will deine Mütze dem Galgen aufsetzen. Willst du sie wieder haben, mußt du schon ein Wort beim Meister Henker thun.

Wird so schlimm nicht sein, Waldmann! Mag er seine kleinen Weichschnäbel drein betten, der Mausehaken! Mögen sie süß träumen in seinem linden Futter, die Rabenjunker! Mich schierts wenig. Kann auch baarhaupt singen. Regnet der Mai in meine Locken, werden sie besser wachsen, und will ich was in die Lüfte werfen für Freuden, hab ich noch immer meinen Fidelbogen. Den wird kein Rabe mir stehlen!

Gut, gut, du Frischkecker, Recht hast! Wer da greint, wenn ihm der Has' davonläuft, den lachen die Spechte aus . . . Du, hör, ich geh jetzt auf die Pürsch, in des Königs Gefolge. Könntest auch ein guter Waidmann sein, mit deinen frischen Augen und schmeidigen Lenden!

Mag keine Rehe schießen, Waidmann. Haben so treue, furchtholde Augen.

Ach, das sanfte Singerlein! Ach! Ach! Na, muß auch solche Seel'chen geben! Hauf' heiter!

Gut Weg und rein Geheg, Waldmann!

Der Förster ging.

Am besten wär's, ich ginge auch, dachte Lobetanz. Aber so schön und friedefroh ist's hier.

Und dann dachte er an das königliche Fräulein. Eine Angst überkam ihn, daß sie doch nicht schwer in Krankheit gefallen! Lag sie doch wie eine Tote im Stuhl zurück! Oh! du Meine! du Meine! Nicht krank, nicht krank! Hin soll ich, hin zu ihr! Was kümmern mich die Pikeniere! Wie mag sie jetzt . . . .

Da kamen Schritte durchs Gehölz, und aus dem Schleier der Buchenblätter wehte eine liebe linde Stimme: Geht nur und laßt mich hier für mich. Ich will in meine Linde steigen.

Das Herz stand dem Sänger still: Sie kommt! ... Sie kommt..!

Das königliche Fräulein schritt aus dem Buchenstand. Leise kam sie in goldenen Schuhen über die Wiese. Und auf die Linde zu schritt sie. Langsam. An der Leiter zum Lindenhaus hielt sie an und schaute unter sich. Und wie herauf aus dem Herzen geweht kam's von ihr und stieg hinein in das grüne Rauschen:

Wir waren ganz allein, allein.

Allein! Ach! Wie nannten ihn die Mädchen?

Lobetanz! Lobetanz! Lobetanz!

Sing, Lobetanz, sing.

Da setzte Lobetanz die Geige leise an und sang zu leisen Strichen:

Blau wie das Wasser im See,
Klar wie das Wasser im See,
Tief wie das Wasser im See
Sind deine Augen, du Meine, du Meine!

Und das königliche Fräulein wurde blaß und rot und blaß und rot und blickte glückserschrocken auf in die Linde, und mit einem Satze über das Geländer hinweg aus der grünen Höhe sprang der Knabe, und vor sie hin beugte er sein Knie und küßte ihr die Hand und sprach:

Du bist gekommen, du bist gekommen! Bist du zu mir gekommen, du Meine!?

Und ihre Wange ward nicht mehr blaß. Rot blieb sie wie die junge Apfelblüte und beugte sich zu dem blonden Kopf, und Lobetanz ließ ihre Hände und küßte sie auf den Mund.

Komm auf in unsre Linde!

Zweisamt stiegen sie in das grüne Haus.

Was sie gesprochen ward niemand kund,
Sie sprachen gar leise viele Stund,

Und schwiegen auch selig stundenlang,
Und über ihnen war Waldvogelsang
Und grüne rauschende Heimlichkeit.
Die Welt versank ihnen weltenweit.

Da, plötzlich, brachen Jagdfanfaren in ihr unschuldig Glück und Meutengeläute.

Um Gott, daß ich deß' vergaß! Mein Lieber, du, mein Herz-Herz-Lieber —! Des Königs Jagd ist da! Nun stirbt unser Glück! Flieh, Lobetanz, flieh!

Aber schon brach des Jagdzugs stahlspeerblitzende Spitze durch's Gehölz, und zwei kalte Augen hatten gesehen, was heimlich bleiben gesollt. Sieh da, o König, daß er sie verzaubert hat! Deine junge Tochter liegt im Arme des Fiedlers!

Der König blickte auf. Dumpf fiel ihm der Jagdspeer aus der Hand in's Gras.

Greift ihn Pikeniere! . . . Oh, mein arm verzaubert Kind!

Vater, lieber Vater! Laß ihn mir! Laß ihn mir! Lieb ist er mir, wie du, und kein Zauberer!

Du sprichst in seinem Banne. Er soll sterben!

So muß mein Leben auch dahin.

Nieder sank sie, wie tot.

Die Pikeniere schlugen Lobetanz in Ketten.

Singerlein! Singerlein! Sieh' wohin der Rabe geflogen, sprach der alte Förster.

Lobetanz senkte den Kopf: Mein arm', arm' Mutterl!

Die Pikeniere stießen ihn fort.

Zu Räubern und Dieben ward er in's Gefängnis gethan. Die lachten seiner Trübsal.

Ein Zauberer bist Du? Respekt! Und Prinzessenherzen raubst Du? Hochachtung! Geh' Bruder, sag uns deine Hantierung! Kannst sie doch nimmer verwerten, wenn dich Meister Einbein eiapopeit. Wir aber wollen treue Erben sein und deinen Lehren keine Stümper.

Puh! Er ist stille. Er will's nit verraten! Und so'n Gesicht!

Prinz Sauertopf pfeift auf dem letzten Loch
Und war ein verteufelter Süßgeiger doch,
Hat verzaubert Prinzessen
Mit Fidelfinessen;
Kellermeister, weißt du, wie der Höllenbraten roch?

Lobetanz wandte sich schweigend ab.

Aber sie hörten nicht auf mit Singen und Juchzen, ihn zu verhöhnen, weil er traurig ward:

Biſt ein junger Geſelle,
Hei, Teufel und Tod!
Sie backen dir ſchnelle
Das letzt-letzte Brod.

Biſt ein junger Geſelle,
Schau luſtiger drein!
Sie ſchänken dir ſchnelle
Den letzt-letzten Wein.

Geſtorben, geſtorben, geſtorben muß ſein,
So fahr denn mit Juchzen zum Höllenloch ein.
Juhu!

Da ſchämte ſich Lobetanz ſeiner Zagheit, und als es zum Morgen kam des Tages, der ſein letzter ſein ſollte, da lachte er gell auf, häßlich, wie er nie vordem gelacht, und rief: Jetzt will ich euch eins ſingen, zum Abſchied, daß ihr nicht meint, ich ſei wackern Leuten ein Spielverderber. Es iſt ein luſtiges Lied, und der Traum hat mir's heute Nacht geſchenkt, als Andenken an das liebe Leben. . . . Vom Tode und vom Zecher iſt's eine Ballade. Wißt ihr, ſo eine zum Mitſingen, wenn der Kehrreim kommt. Denkt euch: ein guter Zecher, dem es überkommt, daß er dahin muß, ruft ſelber den Senſer und lädt ihn zum Wein. Und jetzt paßt auf, was er ſagt, und ſingt mir gut den Kehrreim mit:

Stell die Uhr ab, Freund Hein,
Schenk zum letzten Mal ein
Meinen gläſenen Becher
Mit tiefrotem Wein!

Gelt, der Wein da iſt gut?
Burgunderiſch Blut!
Molk oft mir im Keller
Aus dem Faſſe Mut.

Laß dein Senſengeſchwank,
Setz' dich her auf die Bank,
Bin ein friedlicher Zecher
Und trinke nicht Zank.

Warum trinkſt du denn nicht?
O du kalkig Geſicht!
Trink aus doch, trink ſchneller,
Langweiliger Wicht!

Herrgott, bist du fad!
Es ist tief jammerschad,
Daß der Tod so'n langweiliger
Zechkamerad!

Hätt' es nimmer gedacht,
Daß der Tod bei der Nacht
Ein Gesicht wie ein heiliger
Marabu macht.

Gestorben muß sein,
Doch ich sehe nicht ein,
Warum so steifleinene
Zeremonei'n.

Nur näher gerückt!
Nur die Glatze gebückt!
Sei die hell elfenbeinene
Rosengeschmückt!

Na, was fehlt noch? Vielleicht,
Daß ein Fiedelmann geigt?
Los, Ländler und Lieder!
Der Sensenmann schweigt.

Wie, noch immer verstimmt?
Tief scheinst du ergrimmt!
Doch die Lust kommt dem wieder,
Der ein Mädel sich nimmt.

Komm' herein, Leonor',
Tanz dem Tode was vor,
Indessen Belinde
Ihn kraue am Ohr.

Und es kommen zu Zwei'n
Die Mädchen herein,
Und es singen gelinde
Geig' und Schalmei'n.

Ist ein lustiger Takt,
Und die Mädchen sind nackt,
Und den Tod hat der Zecher
Beim Arme gepackt.

Hier machte Lobetanz eine Pause und atmete schwer. Aber mit derbem, tiefem Geigenstreiche ging's weiter:

Da eist ihm das Blut,
Und es schrickt ihm der Mut,
Und er greift nach dem Becher,
Im Becher ist Blut.

Ist Blut, — aber blaß,
Ein eisschaurig Naß.
Trink, trink doch, du Frecher,
Der Tod schänkt dir das!

Will nit lumpen sich lân,
Auch zum Tanz tritt er an,
Hat auch Fräulein zweie
Geladen zum Plan.

Und es schrillt die Schalmei,
Und es packen die Zwei
Und drehen und schwingen
Im Tanze ihn frei.

Sind auch splitternackt,
Tanzen auch nach dem Takt
Und des Todes Schalmeie
Die flötet vertrackt.

Leeräugig und kalt
Und mißgestalt
Sind die Tänzerinnen
Und moderalt.

Ist ein Menschengebein,
Gedrechselt fein,
Ihre Tanzlieder klingen
Wie Fegfeuerschrein.

In grinsender Ruh,
Turulu, Turulu,
Spielt der Sensenmann selber
Den Hopser dazu,

Bis der Atem vergeht,
Und das Herz stille steht,
Und die Seele dem Tänzer
Zur Hölle weht.

O wehe, eine traurige Ballade, sagte das Gesindel; und hub so lustig an! Aber wohl kannst du singen Bursch, wenn du auch mit solchem Liedel die Prinzessin nicht verzaubert hast. Gehört ein schwarz, schwarz Herz zu solchem Sange, und dein's war früher wohl rosenrot. Armer Bursch!

Und Lobetanz mußte seiner hellen Tage gedenken und bitterlich weinen. Als er aber genug geweint hatte, da war ihm sein Herz wieder klar gewaschen, und er ward so fröhlich, daß sich die Gefangenen seiner hellen Augen verwunderten.

Ei unser Singer hat sich munter geweint! — Wohl dem, der so heilsam weinen kann!

Ja, ich hab mein Herz hell geweint und bin guter Dinge. Mir ist, als ob ich zum Galgen tanzen müßte, und daß ich sterben muß, das dünkt mich eine ferne Stunde, und viel heitere Tage liegen noch dahin.

Singer! Singer! Deine Thränen sind wohl gar Wein, der dich trunken gemacht hat. Horch, draußen rasselt der Rote!

Und der Henker trat in die Thür, ein langer dünner Mann, in blutrote Wolle gekleidet, die mit dunkelroten und schwarzen Schuppen übernäht war. Eine rote Kapuze deckte ihm Kopf und Antlitz. Zwei kreisrunde Löcher ließen den Augen Licht. Rot auch waren die Hände beschuht.

Und er winkte. Stumm.

Lobetanz ging zu ihm. Der Henker legte ihm die Hand auf die Schulter.

So gingen sie hinaus, wo es morgenrötete.

Viel Volks wartete vor den Thoren der Bannveste. Einen Traurigen warteten sie zu sehen, und ein Heiterer kam.

Ob auch die Hand des Henkers, die kalt war, als seien ihre Glieder eisern, ihm auf der Schulter ruhte, ob auch das Volk ihn scheu mit Augen der Angst ansah — er ging mit seiner Geige fröhlich.

Es war ein Weg durch viele bunte Wiesen und weite, schollenglänzende Frühlingsfelder, und vom Himmel zur Erde und wieder aufwärts von der Erde zum Himmel rankten Lerchentriller. Noch war die Sonne schwach, und die Luft war kühl; es war noch Nachtatem in ihr.

Hochgebaut auf einem steinigen Hügel stand der Galgen in kahlem Felde. Ein dunkles Rund von Tannen war um ihn, und vor den Tannen lagerte sich das Volk.

Lobetanz und der Henker schritten den Hügel hinauf. Am Stamme des Galgens ließ der Rote die Hand von seiner Schulter und stieg hinab an den Rand des Hügels und lagerte sich dort lang hin.

Schweigen war ringsum. Nur das Weinen der Jungfrauen schluchzte leis durch die Stille.

Da kam, wie eine schwarze Wolke, getragen von Harfentönen, ein langsamer Zug, ganz schwarz; aber weiß überragte ihn eine hohe Bahre, darauf das königliche Fräulein in lichter Seide lag.

Ach, wie tot lag sie da, weiß auf der lichten Seide, wie Mondenschein auf Schnee, weiß selbst die Lippen.

Aber sie lebte. In langsamem Atemheben ging die Brust. Und im Takte des zagen Atems sangen tieftönig die Harfen.

Vor dem Galgen setzten sie die Bahre nieder, und die Harfen schwiegen.

Der König, eingefallen und bleich seine Wangen, kniete nieder

am Tragbette und legte seine Hände auf die kalte Stirn der Prinzessin, und einen Blick voll zornigen Schmerzes schickte er hinauf zu Lobetanz, der über allem Volke stand und verklärt über die Tausende blickte.

Und mit bebender Stimme, unter der es weinte, sprach er zu dem Geiger: Wie dein Auge lacht, du schlimmster aller Zaubrer! Siehe, mein Kind da, mein liebes, junges, hast du mir starr gemacht und kalt, gleich einer Leiche! Höllischer Geiger du! Aber dein Tod wird ihr Leben sein! Nimm ihn, Henker und thue dein Amt!

Da öffnete Lobetanz den Mund.

Er will reden! rief das Volk.

Und Lobetanz sprach: Ach, lieber Herr König, was sind deine Weisen dumm, daß sie meinen, mein Tod mache die lebendig, die uns beiden das Liebste ist, mir und dir! Wie dumm! Wie dumm! Sieh', wenn ich ein Zauberer bin, wie ihr vermeint, so laß mich doch zaubern. Noch einmal nur, daß sie wieder auflebt. Dann gieb mich getrost dem Roten hin, wenn ich nichts vermag. Sieh, mir ist so hell zu Sinne, so heiter heilig hell, da ich doch sterben soll heutigen Tages noch und mein Liebstes auf der Bahre liegt, wie der bleiche Tod. Laß mich, guter König, noch einmal die Geige spielen und singen. Mir schwillt die Lust danach so mächtig in der Brust, und mir ist, als ob das Leben deines lieben Kindes in meiner Geige wäre. Horch doch, klingt sie nicht, wie die unschuldige Seele deines Kindes? Und er strich, wie damals hinter der Springbrunnenlaube, leis über die Saiten, und wie der feine Ton leicht durch die Luft flüsterte, lief eine Welle zagen Rotes über das Antlitz des Mädchens.

Wie das der König sah, der erst nur mit Widerwillen den Worten gelauscht hatte, rief er schnell, selber rot belebt: Geig', Lobetanz

und singe! Beiseit Henker, beiseit! Geig' sie in's Leben, Fiedelmann. und wenn sie, wieder rot und warm, dir eher lacht als mir, so will ich deiner Geige glauben und nicht meinen Weisen und du sollst mir lieb sein wie ein Sohn!

Und die Mädchen, schnellgläubig zu dem jungen Geiger, riefen: Sing Lobetanz, sing, und alles Volk stand auf und hielt die Herzen an.

Lobetanz aber, als ob er betete, hob seine Arme hoch, sah insbrünstig erst in's bleiche Antlitz seiner Lieben, dann in den Himmel, daran nicht eine Wolke stand, hub sanft den Fiedelbogen, küßte ihn, und sprach leis: Mutterl, mein liebes Mutterl, nun hilf deinem Jungen! Und nun begann er zu geigen.

Ganz zage erst, wie weites, weites Beben von unbekannten Tönen, dann voll und fest, wie Rufe der Heimkehr, dann hell und heiß und stürmisch laut wie umarmende Liebe.

Kein Wort sang er dazu. Sein Blick nur sprach, und der sprach in die Seele des bleichen, schlafenden Kindes.

Dem ward das Antlitz warm und rot unter diesen Tönen und Blicken, und schneller ging ihm die Brust.

Doch die Augen blieben geschlossen. Aber des jungen Geigers Augen flossen über von Thränen, herzheißen, und er beugte sich vor wie in höchster wartender Angst und Hoffnung, und mit schlichten Streichen geigte er zu einem Liede:

Weißt du es noch, wie die Vögel uns sangen
Da wir Mund an Mund gehangen,
Hoch im Dämmer der grünen Linde??

Da . . . . . da that sich der Mund der Prinzessin wie im Traume auf, und wie Traumflüstern kam's aus dem Echo ihres Herzens: Lin—de?

Weißt du es noch, wie wir himmelwärts schauten,
Wie wir uns freuten, da friedevoll blauten
Hellhimmelsaugen durch's Grün unserer Linde?
Und die Lippen wurden rot im Widersange: Lin—de!
Thue sie auf meinem Liede, du meine,
Deine Blauaugen voll himmlischem Scheine,
Die uns geleuchtet im Dämmer der Linde!

Lin—de klang's hell und voll, und die langen seidigen Wimpern hoben sich langsam, und groß und erstaunt schauten die Augen der Prinzessin in den Frühlingshimmel.

Wie lachten da die Augen dem Geiger, und fest und fröhlich strich er und sang:

Blau wie das Wasser im See,
Klar wie das Wasser im See,
Tief wie das Wasser im See
Sind deine Augen du Meine, du Meine!

Und die Augen der Prinzessin wandten sich zu ihm und glänzten in lauter Glück.

Du Meiner! Meiner!

Und sie hob sich auf und wollte von der Bahre. Da sah sie erst das viele Volk, und sie senkte scheu den Kopf und wehrte dem König, der sie an sich ziehen wollte.

Fürchte, fürchte dich nicht,
Alles ist Glück und Glanz,
Frühling hat Wunder gethan,
Tanze den Maientanz!

Und Lobetanz strich ein Maienlied herunter vom Galgenstamme, als stünd er am Maienbaume.

Blütenblätter jagt der Wind
Von den jungen Zweigen,
Die sich nun im ersten Sturm,
Frühlingssturme neigen.

Rosarote Apfelbluh
Tanzt mit schneeig weißen
Kirschenblüten Ringelreih
Hell in Wirbelkreisen.

Junge Birken beugen sich
Jungferngrün im Winde,
Leise wispert's, froh erstaunt,
In der alten Linde.

Heia erster Frühlingssturm,
Blütenblätterfeger,
Sei gegrüßt, Lenzjunker Wind,
Allerliebster Jäger!

Nicht zum Morde ruft dein Horn,
Ruft zu Tanz und Leben,
Ueber deinem Hussah-Zug
Schmetterlinge schweben.

Letztes Winterwehtum treibt
Dein Hallih von hinnen,
Hüte hoch und juhuhu!
Maitanz soll beginnen!

Da ließ sich das Volk nimmer halten. Der Tanz kam ihm in die Beine. Mädel und Buben faßten sich und schlangen die Ringelreihkette um den Galgen. Selbst der rote Henker tanzte mit dem feierlichen Dichtergreise, der genannt war Emil von der Lämmerweide. Und hell und laut strich und sang Lobetanz das Lied:

Wie der Blütenblätterschnee
Woll'n wir Wirbel drehen,
Wie's der alte Maienbaum
Nimmer noch gesehen.

Flöte kichert, Geige singt,
Und der Baß brummt bieder,
Doch der Lenzwind über uns
Hat die schönsten Lieder.

Hat die große Melodei,
Helle Sturmlustweise,
Nach des Lenzes Pfeife tanzt,
Tanzt die frohen Kreise!

Hollah, was das ein Wirbeldrehen war! Der dicke König stampfte und schlug sich die majestätischen Schenkel, daß es ein helles Klatschen gab, inmitten seiner Sänger, die, statt eines Mädels ihre Leyer im Arm, sich verzückt im Kreise drehten.

Das königliche Fräulein aber tanzte geradenwegs den Galgenhügel hinauf, Lobetanz in die Arme. Und er schwang sie im Tanz. Und siehe, ein Rabe flog über den Galgen hin. Wie der das Tanzgejuchz vernahm am Orte der letzten Seufzer, krächzte er erstaunt, und aus der Klemme seines Schnabels fiel hoch aus der Luft mit schwankenden Federn ein Barett, just auf des Galgens Spitze.

Da war ein lautes Gelächter im Volke, wie es den bemützten Galgen sah.

Herr König, schaut, meine Mütze hat den Galgen gekrönt. Wollt ihr nun mich krönen mit der Bräutigams-Krone?

Komm, Lobetanz, komm, du bist mein lieber Sohn. Zieh' in mein Haus zu königlicher Freude!

Bin ich dein Sohn, König, ist meine Mutter deine liebe Frau. Auf, alle Sänger, setzt euch auf schnelle Schimmel und reitet, sie zu holen. Sobald sie kommt, soll Hochzeit sein!

Wir Beide wollen springen.

Es geht ein Wind durch's weite Land,
Drängt Mund an Mund, weht Hand in Hand
Und ist als wie ein Singen.

Hat dich und mich zusammgeweht;
Und wenn er auch mal stille steht:
Wir Beide wollen springen.

Ehetanzlied.

Ringelringelrosenkranz,
Ich tanz mit meiner Frau,
Wir tanzen um den Rosenbusch,
Klingklanggloribusch,
Ich dreh mich wie ein Pfau.

Zwar hab ich kein so schönes Rad,
Doch bin ich sehr verliebt
Und springe wie ein Firlefink,
Dieweil es gar kein lieber Ding
Als wie die Meine giebt.

Die Welt, die ist da draußen wo,
Mag auf dem Kopf sie stehn!
Sie intressiert uns gar nicht sehr,
Und wenn sie nicht vorhanden wär'
Würd's auch noch weiter gehn:

Ringelringelrosenkranz,
Ich tanz mit meiner Frau,
Wir tanzen um den Rosenbusch,
Klingklanggloribusch,
Ich dreh mich wie ein Pfau.

Herdglück.

Das Glück weht zwei zusammen,
Der weiche, warme Wind,
Daß wie des Herdes Flammen
Sie gluteneinig sind.

Die Stürme heulen im Schlote;
Laß heulen den gieren Braus!
Herdfeuer glimmt, das rote,
Und nimmer löscht es aus.

Krieg und Frieden.

Draußen, draußen,
Draußen auf der Straße
Ist der Krieg.
Raufend liegen wild sich
In frisierten Haaren
Wohlerzogene Gentlemen-
Räuber und -Korsaren,
Glatte Amazonen
Mit geschminkten Backen
Knien augenfunkelnd
Auf besiegten Nacken,
Und der Beutebeutel ist der Sieg.

Innen, innen,
Innen in der Stube,
Da ist's still.
Zwischen meinen Wänden,
Meinen bunten vieren,
Geh ich mit dem Glücke
Arm in Arm spazieren,
Nehme auch zuweilen
Auf den Schoß die Dame,
Während ich in alten
Raschelsträußen krame;
Komm herein zu mir, wer Frieden will!

Scherzo.

Es ist kein Wind von holdrer Art,
Als der um ihren Kleidsaum weht,
Wenn meine Frau im Tanze
Durch's Zimmer geht.

Und gar kein schöner Tönen ist,
Als das aus ihrem Munde klingt,
Wenn meine Frau zur Zither
Ein Liedel singt.

Und ist auch gar kein schöner Licht,
Als das aus ihren Augen braun,
Wenn sie aus Herzenstiefen
Hellfröhlich schaun.

Huh! Aber wenn's gewittert! Huh!
Der Donner grollt, der Sturm rasaunt!
Flieht männiglich! Frau Sonne
Ist schlecht gelaunt.

Allegorie.

Schwarze Blumen blühten mir im Traume,
Kronenschwere, die sich nicht bewegen,
Ob der Wind auch über ihnen wandert.
Ihre sommerlichen Düfte stiegen
Wie der Wärme Wellen auf zum Himmel;
Aber Winter war es um die Blumen.

Und es kam von ungefähr ein Mädchen,
Flora kam, die mit dem Blumenhorne,
Und sie nahm die Blumen an die Brüste.

Sieh: da wurden bunt die schwarzen Blumen,
Rot und gelb und blau, violenfarben,
Da sie starben an des Mädchens Brüsten.
Ich erkannte nicht des Traums Bedeuten.
Aber, als ich wach ward, sah ich leuchten
Brauner Augen zwei, in deren Scheine
Meine Selbstsucht starb und Liebe wurde.

Ehduett.

Er:

Du und ich, wir zwei Beiden,
Wir wissen, was leiden,
Wir wissen, was lieben und leiden heißt.
Wir haben's erfahren:
Mit Haut und mit Haaren
Hätte gern uns die Liebe der Andern verspeist.

Sie:

Nun wir uns gerettet,
Nun wir uns gebettet
In Ruhe weitab vom Gelärme der Welt,
Nun wollen wir warten
Den blühenden Garten,
Den Lieben und Lachen in Früchten erhält.

Antritts-Visite.

Welch Geglöckel, welch Gebimmel
Klingelt meinen Berg heran?
Kommt der brave Schellenschimmel
Jener guten Fee Morgan?
Und der Himmel! Nein, der Himmel!
Seht doch nur den Himmel an!

War er grau nicht noch soeben?
Und jetzt ist er glüh und klar!
Sollt' es heut' noch Wunder geben?
Nein, das ist nicht wunderbar:
Durch die schwanken jungen Reben
Kommt ein junges Ehepaar.

Traum-Exegese.

Mir träumte, daß ich Adam wär',
Adam im Paradiese:
Ich grübelte so für mich her
Auf einer bunten Wiese.

Da, unter einem Apfelbaum,
Sah meine Frau ich liegen;
Sie schlief, und über ihrem Traum
Thät sich die Schlange wiegen.

Die sprach, mit Schrecken hört' ich's: Iß!
Iß doch vom Apfelbaume!
Drauf: Wenn mich's lüstet, ei gewiß!
Sprach meine Frau im Traume.

Die Schlange, lauernd: Aber Er,
Er hat es euch verboten . .
Und meine Frau: Verboten? Wer?
Mach, hol mir einen roten!

Die Schlange wand sich schnell hinauf,
Warf einen roten runter.
Da that mein Lieb die Augen auf,
Biß in den Apfel munter.

Um Gott! rief ich, nun ist es aus,
Wir werden ausgewiesen!
Und sah auch schon im schnellsten Braus
Herab den Engel schießen.

Er stand in großer Gloria
Wie ein Kürisserposten
Vor meiner Frau; wie die ihn sah,
Lacht' sie: Du, willst Du kosten?

Nein, sprach der Engel Gabriel,
Ich bin nicht da zum Essen;
Oh liebe Frau, Du leichte Seel'!
Hast Du denn ganz vergessen? . .

Und wieder lachend meine Frau:
Mein guter Gottesbote,
Nur keine Angst! Ich weiß genau
Die göttlichen Verbote.

„Und dennoch?! Ach, was soll ich ihm
Von soviel Trotze sagen,
Um den die tausend Seraphim
Die gold'nen Flügel schlagen?!"

„Sag unserm strengeguten Herrn,
Ich thät ihn herzlich lieben
Und wär' im Paradiese gern,
Von Herzen gern geblieben.

Doch dürfte nichts verboten sein.
Das wär' ein grausam Spielen,
Sollt' ewig ich tag aus tag ein
Nach Gottes Aepfeln schielen.

Hab lieber drum gegessen schnell
Und warte des Gerichtes."
Abflog der Engel Gabriel
Mißmutigen Gesichtes.

Kaum, daß ich Aber Frau! gebarmt,
Kam er in sanftem Schweben
Zurück, hat flügelnd sie umarmt,
Ihr einen Kuß gegeben.

Und hoch vom Himmel sang es hell,
Gar lieblich anzuhören,
Zu Flöte, Geig' und Violoncell
In heit'ren Engelschören:

Weil Du so gut das Paradies
Und Gottes Herz verstanden,
Geschah's, daß er Dich küssen ließ
Durch seinen Abgesandten.

Ich aber ward mit manchem Hieb
Getrieben vor die Pforte,
Darüber flammenzügig schrieb
Herr Gabriel die Worte:
Wer immer möcht' und nimmer wagt,
Schnell herzhaft zu genießen,
Sei feierlich davon gejagt
Aus Gottes Paradiesen.

Für meine Frau.

Es steht kein Wort in unserm Ring;
Rein ist der Reif um unser Leben.
Für unser Glück, dies stille Ding,
Wollt's keine Goldschmiedworte geben.

FVI

Hans Thoma.

Er hat die Seele des deutschen Volkslieds in die Farbe gerettet.

Nun spricht sie, die so lange geschwiegen hat, wieder zu uns in einfachen Weisen, so treu deutsch, gemütsinnig, so voll Lust am Schönen der weiten Welt, so fabelfreudig, so tief gefühlsernst. Von gläubigen Rittern erzählt sie, die wider die Drachen reiten, und von Bauernburschen, die von Ackergauls Rücken herunter das Land ansehn in seiner Fruchtschöne; von Fabeljungfrauen weiß sie zu sagen, die feeenstill im Lande des Glückes träumen, und von herzigen kleinen Bauernmädeln, die im Ringelreihen glücklich sind. Es muß nicht fabelhaft sein, was er malt und doch ist in allem Fabulierseele und Märchenreiz.

Man möchte sagen: er singt seine Bilder, oder: er geigt sie.

Und was hat er für Töne!

Er will kein Virtuose auf einer Saite sein, er will nicht durch Unerhörtes verblüffen. Und doch klingt das Einfachste so neu, so ganz eigen, so zaubervoll.

Gut: es gehen Töne daneben, wie die Neunmalweisen sagen, die so erschrecklich regula-beschlagen sind, daß sie vor einem Nebenton das ganze Lied nicht hören. Was will das besagen für den, dem die Seele nachzittert im Banne der Harmonie!

Hat wen im Volkslied schon ein falscher Reim gestört? Ist ein Versfuß zu wenig dort nicht oft ein Reiz mehr? Und leidet die Fülle echten Gefühls unter einem schiefen Ausdruck?

Ach, die Regelklugen fänden wohl am meisten zu korrigieren an der Natur!

Der Meister Hans vom Maine ist ein deutsches Naturkind. Sinnieren und spielen ist seine Lust und sein Ernst. Und mit vollen Händen, aus stillem Kinderherzen schenkt er, was sein Spiel ihm beschert.

Paßt so ein poetisches Mann-Kind in unsre rasselnde, rechnende Zeit? Ist es nicht ein unbegreifliches, fremdes Wunder?

Er ist ein Glücksfall für diese altgewordene Zeit, die das Spielen leider verlernt hat. Er gehört zu den Vorbildern ihres Verjüngungstriebes."

Mit diesen Worten habe ich in meiner kleinen Schrift „Aus beiden Lagern" eine Portraitskizze Hans Thomas zu geben versucht, und ich bilde mir heute noch ein, daß ich damit das Wesen des lieben Meisters recht wohl getroffen habe. Wer weiß, ob es mir hier in dem ausgeführteren Bilde so gelingt. Wenn ich bedenke, wie sehr ich die Kunst dieses Mannes liebe, und wie hinderlich die Liebe offenbar in der Kunstschreiberei sein muß, da sie bei den staatsbestallten Ausübern dieser löblichen Thätigkeit gar niemals bemerkt wird, so möcht' ich fast bange um die Aehnlichkeit sein. Aber ich will es darauf ankommen lassen, wenn mein Bild nur auch denen nicht ähnlich wird, die aus jenen kalten Händen hervorgehen.

Uebrigens ist es auch nicht mein Plan, eine erschöpfende Untersuchung über das Werden und Wesen Thomas zu veranstalten. Das wird Henry Thode besorgen, der für eine solche Arbeit durchaus der

geeignetste Mann seiner Zunft ist, und von dem man sicher sein kann, daß er nicht mit Vivisektorenmiene, sondern mit ebensoviel Herzlichkeit wie Kenntnis an sein Werk gehen wird. Ich freue mich sehr, daß es dem Meister beschieden ist, bei seinen Lebzeiten sein Denkmal von solcher Hand zu erhalten.

Ich für mein Teil möchte hier blos ganz schlicht erzählen, was ich von seinem Leben weiß, und was mir einige seiner Werke gesagt haben. Ich finde, dieses einfache Leben, diese stille Persönlichkeit hat etwas ganz Köstliches in sich: etwas fest und mutig machendes. Man kann sich nicht blos daran freuen, sondern man gewinnt auch Positives aus ihm, wirkliche Lebenswerte, die man praktisch umsetzen kann. Nachmachen kann man's ja nicht, denn es muß jeder mit sich selber wirtschaften, aber hie und da sich ein Muster an diesem alten jungen Hans zu nehmen, das wird, jungen Künstlern zumal, nicht schädlich sein, mein' ich.

Zwar, es giebt so aus der Art „moderne" Künstler, daß sie gar nicht mehr im Stande sind, eine so innige und ganze Künstlernatur zu verstehen. Für diese geschickten Leute mit den Modernitätsinstinkten von marchands de mode ist Thoma ein — „Buchbinder, der überhaupt keine Beziehung zur Kunst hat." Ich habe das Wort direkt aus dem Munde eines vollgiltigen Vertreters dieser Gattung, und ich verstehe es aus solchem Munde durchaus. Thoma hat wirklich kein Verhältnis zur Kunst dieser, wenn ich mir auch einen Vergleich aus der Handwerkswelt erlauben darf, Putzmacher, die mit einer fast lächerlichen Angst nach pariser Modellen auslugen und unglücklich sind, wenn ihnen ein neuer Tric entgeht. Auch sie sollen nicht unterschätzt sein. Sie haben Geschmack. Und das ist nichts kleines. Aber wenn ich ihre Geschicklichkeit an der Fülle einer Künstlerseele messe, die es vermag, einen schönen Teil des Volkswesens, dem sie angehört, in Kunst

umzusetzen, so kommt sie mir recht kümmerlich vor, und ich meine, sie dürfte bescheidener sein. Thoma, wenn man ihm derlei in einer stillen Stunde wiedererzählt, legt nur den Kopf ein bischen auf die Seite und thut so, als dächte er nach. In Wahrheit wundert er sich blos.

Er schafft. Mag draußen das Leben in tollen Kreisen wirbeln, mag draußen die Kunst auseinanderschießen in feindseligste „Richtungen", mag draußen gescholten oder gelobhudelt werden über ihn: Er schafft.

Wo will er hinaus mit seinem Schaffen? Zu welchem Zwecke führt er Pinsel und Stift? Welches Prinzip verfolgt er in seiner Kunstübung? Ist er ein -ist, oder ein -ast, oder ein -iker, oder ein -aker?

Auf all dies weiß der liebe Meister selber keine Antwort; aber in seinen klaren, guten, scharfen Augen, ganz tief unten, regt sich ein spitzes, lichtes Lächeln, wenn derlei Fragen von der Neugierspule schießen. Ach, ihr großen und gelahrten, ihr tiefgründigen und scharfsinnigen Grübler und Spürer mit Logik und Lupe, die ihr so wunderbar genau wißt, wohinaus die Kunst will und, vornehmlich, wohinaus sie soll: ich weiß Einen, der köstlich heimlich lachen kann mit Kinderaugen in einem weißbärtigen Gesichte. Geht hin und seht euch dies Lachen an; ihr braucht keine Lupe dazu; oder, besser noch, geht hin und seht euch einmal ohne Lupe die Bilder dieses guten Lachers an. Sie lachen gerade so. Ich meine, es muß jedem wohl werden bei diesem Lachen, in dem das Glück selber glänzt, das Glück, besonnt zu sein von der Schönheit draußen und der Seele drinnen, und das Glück, sich sonnig auszusprechen in freier Schönheit, die nichts will als sich selber.

Hans Thoma ist nämlich ein Dichter. Die Schönheit sagt seiner Seele viel, und seine Seele hat viel über die Schönheit zu sagen. Sie thut es bei ihm in Farben und Linien, wie sie es bei anderen in Worten und Rhythmen thut. Und das Sagen selber ist ihr eine

Freude. Darum klingt es so hell und innerlich fröhlich. Es ist auch keine Mühe dabei, kein Stammeln, kein Suchen nach dem Ausdruck; schlicht und sicher kommt es zu Tage. Kein Pfauenrad wird geschlagen, aber es giebt auch kein peinliches Lallen. Es kann andere und effektvollere Arten geben, sich auszudrücken, reichere Mittel, raffiniertere Zustutzung, — sicherlich; aber diese Art da kann neben jeder anderen bestehen, denn sie ist der Ausglanz eines reifen, festen, organisch gewachsenen Wesens, einer wertvollen Persönlichkeit.

Wie ist diese geworden? Wo sind ihre Wurzeln, wie war ihre Nahrung, unter welcher Sonne reifte sie?

Hans Thoma hat es mir selber erzählt, und es ist, ob auch die großen, lauten Stürme und die wilden Spektakelstücke durchaus fehlen, eine sehr interessante Geschichte, die unsere Zeit nicht minder wie den tapferen Meister kennzeichnet.

Vom badischen Schwarzwalde, aus allemannischem Blute ist er her, geboren am 2. Oktober 1839 in Bernau. Das ist ein recht weltabgeschiedener Ort, auf einem hochgelegenen grünen Wiesen- und Weidethale angebaut, nicht säuberlich in zusammenhängenden Straßen, sondern zerstreut in Häusergruppen über eine Strecke von einer Stunde Ausdehnung. Forellenbäche durchziehen in lebhaften Windungen das Thal, Höhenzüge, mit dunklen Tannen bewachsen, fassen es ein. Wer

Thomas Landschaften kennt, erinnert sich bei dieser Schilderung wohl einiger. Sehr üppig sieht's in Bernau nicht aus. Die Häuser, deren man auf frühen Studien des Meisters welche sehen kann, sind meist noch die von der alten Schwarzwälder Art, aus Holz gefügt, schindelgedeckt. Da es im Winter sehr rauh ist, gedeiht kein Obst dort, Getreide nur wenig, aber an den Berghalden ziehen Viehherden. Die Einwohner des Ortes ernähren sich mit Holzarbeiten.

Die künstlerische Erbgabe Thomas scheint aus der Familie seiner Mutter zu stammen. Der Großvater war Uhrmacher, einer von dessen Söhnen aber Uhrenschildmaler, und er hat auch Kruzifix- und Heiligenbilder auf Glas gemalt; eine bäuerliche Kunstübung, die verschwunden ist, seitdem auch der primitive Hausschmuck des Bauern im Großbetriebe „mit allen Mitteln der modernen Technik" hergestellt wird. Man kennt sie, diese gräßlichen Bunt- und Schunddrucke mit den nichtssagenden Christussen und den ausdruckslosen Marieengesichtern, die ihr gut Teil dazu beitragen werden, auch den Landbewohner der Religion zu entfremden.

Auch musikalisch war die Familie mütterlicherseits. Geige und Klarinette wurde gespielt. Das schöne Bild einer Sommermondnacht, in der ein junger Mann im Garten die Geige spielt, ist wohl eine Jugenderinnerung des Meisters.

Ihm selbst war von früher Kindheit an unwandelbar der Sinn darauf gerichtet, mit Stift und Papier zu hantieren. Ein Nachbar besaß Bilderbogen, die eifrig kopiert wurden, und heute noch weiß sich Thoma des Hauptblattes darunter zu erinnern, das den Abdelkader darstellte und von ihm in Farben wiedergegeben wurde. Eltern sowohl wie Nachbarn ahnten wohl, daß hinter diesem Eifer etwas steckte, und sie glaubten auch, daß etwas daraus hervorgehen möchte, aber, was das sein würde, vermochten sie freilich nicht vorauszusehn.

Inzwischen kam viel Unglück über das Haus. Als Thoma dreizehn Jahre alt war, starb sein älterer Bruder, auf den die ganze Familie (er war Lehrer) die größten Hoffnungen gesetzt hatte, zwei Jahre darnach starb der Vater, und nun gestaltete sich für die Mutter mit den beiden Kindern (außer Hans noch eine jüngere Schwester) die Lage recht hilflos. Hans wurde in die Lehre gegeben, nach Basel. Erst zu einem Lithographen. Aber das viele Sitzen schlug dem Schwarzwaldbuben nicht an, und bereits nach ein paar Wochen gab man ihn in derselben Stadt zu einem Anstreicher in die Lehre. So stand sein erster Ausgang in die Welt unter dem Zeichen von Linie und Farbe. Zum Glück wurde aber auch die Lehrlingszeit bei dem Anstreicher schon nach kurzer Zeit beendet. Nur einen Sommer hielt er's aus und war im Winter wieder in Bernau, wo er schon anfing, Porträts nach der Natur zu riskieren. Ein Beamter in St. Blasien, der dortige Oberamtmann, war's, der nun zuerst der Gönner des künftigen Meisters wurde. Er sorgte dafür, daß Thoma zu einem feineren Uhrenschildmaler in Furtwangen zur Lehre kam. Die Probezeit wurde auch zu des Lehrers wie des Schülers Zufriedenheit absolviert, und gerne, gerne wäre Hans dort geblieben, wo er zu seiner nicht geringen Genugthuung an einer wirklichen Staffelei wie ein wirklicher Maler malen durfte — und noch dazu in Oel! —, aber die Mutter konnte das verlangte Lehrgeld nicht auftreiben, und wieder ging's zurück nach Bernau.

Nun war aber gar nichts mehr sicher vor Hansens Farben. Blech und Pappe wurden hergenommen und mit Landschaften nach der Natur bedeckt, Familienblätterbilder wurden in Oelfarbe übersetzt, und porträtiert wurde, wer nur zum Sitzen zu haben war. Und siehe, das erste Honorar klang heran: Drei Gulden, die ein zur Zufriedenheit Konterfeiter springen ließ.

Der wichtigste Schritt aber geschah nun wieder durch den Oberamtmann in St. Blasien. Dieser wandte sich mit Zeichnungen des Bauernjungen an die Kunstschule in Karlsruhe, der Direktor dieses Instituts, W. Schirmer, trat für das dörfische Talent ein, der Großherzog sorgte für die materielle Möglichkeit, und im Jahre 1859 konnte es geschehen, daß Hans Thoma Kunstschüler in Karlsruhe ward. Er war also gerade zwanzig Jahre. Das Glück, das es bekanntlich liebt, doppelt zu geben, hatte es ihm gleichzeitig beschieden, daß er durch das Los vom Militärdienste frei wurde.

Nun lachte ihm das Leben, dem Zwanzigjährigen vom Schwarzwalde. Der Direktor war ihm gewogen, der Fleiß in der Antike und im Malsaal war ihm Freude, und jeder Sommer bescherte ihm hellstes Glück für Auge, Seele und Hand in seinem Hochthal oben, wo er sich nicht genug thun konnte vor der Natur, der stillen, gütigen Meisterin, die nicht schilt, nicht höhnt, nicht eifert, die immer nur groß und mahnend ist und immer schenkt. Vor ihr und ihren Gaben schwand jeder Anflug von Sorge; hier war Reichtum unermessen, wer nur fröhliche Hände hatte, zu nehmen, wie konnte es dem fehlen, wenn auch die Zukunft keine Sicherheiten bot. Schlimmer war's, wenn's mit der Schönheitsbeute im Winter wieder gen Karlsruhe ging, wo aus den Studien Bilder werden sollten unter den Korrigier- und Komponierfingern der Professoren, die keineswegs an die alleinseligmachende Natur glaubten. Oh nein! Den „rohen Natureindruck" wiederzugeben, das war nicht Kunst; die höhere Weihe erst, gespendet durch die Regeln der Komponierlehre und ähnlicher Dogmen, erhob die Arbeit. Direktor Schirmer, der freier und weiter dachte, hatte den jungen Naturburschen nicht so gehindert, aber er war leider im Jahre 1864 gestorben. Was nun an Thoma herumkorrigierte, förderte ihn nicht, sondern entmutigte

ihn nur, entselbstete ihn, indem es ihm die freie Lust nahm, nach eigener Freude zu lernen und zu schaffen.

Es kamen innerlich bange Zeiten über Thoma, jene schlimmsten Zeiten des Künstlers, wo Zweifel das Ziel umnebeln, wo die innere Zuversicht zerbricht an den querweg sich auftürmenden Massen fremder Meinungen, wo es von allen Seiten mahnend, ratend, befehlend schreit: Hierhin! Dorthin! und wo das Eigene keinen Weg mehr sieht.

Der ihn damals rettete, das war der, den Thoma selbst sehr treffend den „großen Feind aller Unbestimmtheit" nennt: Dürer. Das Jahr 1866 bescherte unserm Meister sein Damaskus. Ich muß, ob er's auch nicht gerne mag, hier einmal seine eigenen Worte aus einem seiner ganz köstlichen Briefe anführen: „auf einmal, ich weiß die Stunde noch, sah ich ihn, erkannte ihn in aller seiner Herrlichkeit, und nun ging erst eine wonnige Ahnung in mir auf, was Kunst ist. Nun gingen mir nach vielen Seiten die Augen auf, nun fing ich an, die Farbenpracht altdeutscher Bilder wie Frühlingszauber zu empfinden ... Durch Dürer geweckt sah ich, daß jeder Grashalm, jeder Stein voll Ausdruck ist, und daß es für die Malerei nichts Unbedeutendes in der Natur giebt. Nur die Augen öffnen, und alles ist schön."

In diesen Worten, deren Abdruck mir der Meister verzeihen möge, liegt ein gut Stück seines künstlerischen Glaubensbekenntnisses und just das, was ihn von einer der heute lebendigen Kunstanschauungsrichtungen trennt. Wie er sich zu Dürer bekennt, bekennen sich andere große Moderne zu Rembrandt, aber wir wissen es nun hoffentlich alle, daß in der Kunst jeder nach seiner Façon selig werden kann, wenn er nur das Zeug dazu hat. Mag man es mir immerhin als billige Schlauheit auslegen, aber der Umstand, daß keiner der Großen von heute denselbigen Weg in der Kunst geht, zwingt mich wieder einmal dazu, die Ketzerei auszusprechen:

Es giebt keine moderne Richtung, sondern nur eine moderne Bewegung.

Als Thoma damals unter dem glorreichen Zeichen des großen Albrecht zu kämpfen begann, gab es auch diese noch nicht. Es war die Leidenszeit für die Einsamen in der Kunst. Thoma hat sie wacker durchgekostet. „Dem bleibt nichts anderes übrig, als sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen, wenn er so fort malt," lautete das Axiom, in das sich das öffentliche Urteil über seine Bilder verdichtete, als er zwei Jahre in Düsseldorf lebte, nachdem er sich vergeblich um eine Zeichenlehrerstelle in Basel beworben hatte. Aber der närrische Hans schoß sich keine Kugel durch den Kopf und malte doch „so fort". Einigen wenigen machte er auch Freude damit, und es that ihm nicht eben weh, daß diese wenigen keine Professoren waren. Otto Scholderer hieß einer dieser wenigen, und mit diesem ging Thoma im Mai 1868 auf ein paar Wochen nach Paris. Zum erstenmale sah er dort eine große Galerie, und zum erstenmale und zum einzigen wirkte dort ein lebender Künstler stark auf ihn ein: der kräftige, entschiedene Courbet. Thoma besitzt noch ein paar Bilder aus dieser Zeit, darunter ein prächtiges Selbstporträt, die den Einfluß des großen Bahnbrechers in der Malerei deutlich aufweisen.

Also: er hatte wieder was gelernt und war wieder frohen Mutes. Daß er gerade noch ausgerechnet ein einziges „Fränkeli" in der Tasche hatte, als er von seiner Pariser Fahrt in Basel einzog, that seinem guten Humor keinen Abbruch. Ein guter Freund half ihm weiter, und nun ging es wiederum in Bernau an ein Zeichnen und Malen, als wenn der Welt Bestand davon abhinge, ob die großen, selbstgrundierten Leinwanden voll würden oder nicht. Alles nach der Natur, alles aus der Natur heraus. Nun justament erst recht! Herrgott: wie froh und hoch sein Selbstvertrauen immer war, wenn

er vor seiner Schwarzwaldnatur saß, wo ihm kein Professor über die Achseln guckte! In diesem Sommer wurden zehn große Bilder fertig. In Karlsruhe, wo er sich wieder niederließ, obwohl er eigentlich nach Düsseldorf gewollt hatte, stellte er sie aus. Ach! Wehe! Gott o Gott o Gott! Der „Kunstverein" geriet außer sich. Der Anblick dieser Thoma'schen Farben genügte, die Milch der frommen Denkungsart Karlsruhes in gährend Drachengift zu wandeln, und es erging ein Schreiben der Obersten der Entrüstlinge an den Vorstand des Kunstvereins, daß man derlei nicht mehr dulden und dem pp. Thoma das Ausstellen in Karlsruhe verbieten solle. Ein hübsches Nebenstück das zu der Aeußerung jenes schweizerischen Kunstvereinsdieners, der sich einmal weigerte, ein zurückgewiesenes Gemälde Böcklins einzupacken, weil es gar zu „wüescht" wäre.

Es hob eine sehr unerquickliche Zeit für Thoma an, und er war froh, wie er im Frühling 1870 Karlsruhe verlassen durfte. Zuerst ging er zu seiner Mutter nach Säkkingen und dann, im Winter, als eine kleine Bestellung ein wenig Geld ins Haus gebracht hatte, nach München. Leider hat Thoma damals unter der Bedrücktheit, in die ihn das Gezeter der guten Bürger von Karlsruhe versetzt hatte, eine große Anzahl von Studien und Skizzen verbrannt, um weniger Gepäck zu haben. Man sollte heute noch die Karlsruher deswegen in Anklagezustand versetzen.

In München ging es aber nun wirklich besser. Böcklin war um diese Zeit dort, Trübner fing an, Viktor Müller, der erst in den letzten Jahren wieder nach Verdienst geschätzte, interessierte sich lebhaft für ihn, Bayersdorfer, damals noch jung und frisch, förderte durch Zuspruch, und ein Engländer kaufte sogar einige der in Karlsruhe auf den Index gesetzten Bilder. Das Kunstvereinspublikum höhnte und zürnte natürlich auch hier, und es war für Thoma ein gewisser Sport, unerkannt den

kritischen Urteilen zu lauschen, die von den abonnierten Kunstfreunden und -Freundinnen hier wider ihn losgelassen wurden. Aber er war jetzt in dem Alter, wo nicht mehr das Temperament ausschlägt, sondern der Humor gelassen lächelt. Zudem war eine glückliche Unbekümmertheit über ihn gekommen, eine ruhige Wunschlosigkeit, die nichts mehr erjagen, nichts mehr erraffen wollte, was außer der Kunst war, die eigentlich überhaupt nichts wollte, nicht einmal den berühmten „Ruhm". Und doch malte er, malte er, malte er. Wie? Das ist doch unbegreiflich? Wo ist da die Logik? Ich weiß es wirklich nicht, aber es ist so, und es ist wohl ein Beweis dafür, wie entartet im Grunde so ein Künstler ist. Der biedere Nordau wird kopfstehen, wenn er's erfährt. Stehe er Kopf!

Das Jahr 1874 führte den nun Fünfunddreißigjährigen zum ersten Male nach Frankfurt und ließ ihn dort treue Freunde finden, die ihm andauernd viel gutes erwiesen haben durch thatfreudige, wenn auch nicht in die Oeffentlichkeit lärmende Anerkennung. Einen Winter blieb er da, im Frühling aber ging er nach Italien und saß in Florenz und Rom vor den Bildern der großen Alten. „Das war auch schön!" sagte er mir darüber in seiner schlichten Art.

Nun kommt noch ein Jahr in München, wo die Kritik mit böser Zunge ihm ihre guten Lehren gab, und der Kunsthandel ihn definitiv als unbrauchbar erkannte, dann siedelte er sich fest in Frankfurt an, wo ihm in aller Stille eine ruhige Existenz ermöglicht wurde. Er ging nicht allein. Außer seiner alten Mutter und seiner Schwester führte er seine Frau mit in die Stadt am Maine. Das Jahr 1877 ist es, in dem er geheiratet hat, und es ist deshalb ein Glücksjahr in seinem Leben. Will einer sehen, was Herdglück heißt, der muß das kleine Thomahaus in der stillen Wolfgangstraße in Frankfurt aufsuchen.

Er hat es nur selten verlassen. Zweimal war er noch in Italien, wo er dem Bildhauer Hildebrand besonders nahe kam, einmal auch in England, wo ein paar Kenner ihn besonders schätzen. Sonst stilles Schaffen in dem kleinen, freundlichen Atelier, wo auch Frau Thoma ihre schönen Blumenstücke malt, sie, der das Malen angeflogen ist wie durch eine Art ehelicher Suggestionskraft. Kein Lärm des Zankes um die Kunst dringt dort hinein, keine Dogmenproklamationen dröhnen in diese bescheidene Werkstatt, in der der nun siebenundfünfzigjährige wie ein Junger schafft. Er ist unermüdlich in seiner stillen Art. Steht er nicht an der Staffelei, so sitzt er vor dem Papiere oder vor dem Steine, den er zur Vervielfältigung seiner schönen großen Handzeichnungen benutzt. Eine große Anzahl davon sind in den letzten Jahren entstanden, Beweisstücke einer echt und edel volkstümlichen Kunst. Sie waren auch ursprünglich auf einen volkstümlichen Zweck abgesehen. Thoma wollte in ihnen Blätter für den Wandschmuck der Bürger- und Bauernhäuser schaffen, Blätter, die auf Märkten und durch Kolporteure verkauft werden sollten, um der entsetzlichen Buntdruckware den Weg zu versperren. Tief schade, daß für diesen ausgezeichneten Zweck, der mutmaßlich auch geschäftlich nicht aussichtslos wäre, kein Unternehmer eingetreten ist. Jetzt werden die Blätter nur in wenigen Abzügen hergestellt und stehen bei Kennern in hohem Ansehen. Der Fall ist bezeichnend für unsere Zeit. Die Gelegenheit, reine Kunst billig dem Volke zu bieten, wie es mit den Holzschnitten unserer großen Alten dereinst geschah, war geboten, aber der Kunsthandel zog es vor, den Blättern durch beschränkte Anzahl der Abzüge Seltenheitswert zu wahren, um sie zu hohen Preisen wenigen anbieten zu können.*) Aber auch

*) Jetzt sind mehrere der Blätter in guten Lichtdruckwiedergaben zu billigen Preisen bei Breitkopf & Härtel in Leipzig erschienen.

für Thoma ist die Sache sehr bezeichnend. Man ersieht aus dem Plane die ihm innewohnende Neigung zum Volksgemäßen, das für ihn das Kunstgemäße nicht ausschließt. Möglich, daß ihn sein Glaube an das Volk täuscht, aber dieser Glaube ist im Grunde derselbe, der uns den Gedanken an eine neue deutsche Renaissance nicht vergehen läßt. Einen Versuch zu billiger Kunstdarbietung hat Thoma übrigens in den entzückenden „Federspielen", die mit Versen von Henry Thode bei Keller in Frankfurt erschienen sind, zur That werden lassen. Ich weiß nicht, welchen buchhändlerischen Erfolg dieses köstliche Werk gehabt hat, aber dies weiß ich: in Frankreich und in England wäre es ein großer Erfolg gewesen. Der ganze Thoma steckt natürlich nicht darin, denn es fehlt die Farbe, aber ein guter Teil, und es wird einem lieb und vertraut, wie selten ein Buch.

Im Mai 1890 stellte sich endlich der von Thoma bereits nicht mehr ersehnte große Erfolg ein. Es war in München und in demselben Kunstvereine, wo einst das wackere Sonntagspublikum so vieltönig zu schmälen gewußt hatte.

Ich weiß es noch, als wäre es gestern geschehen, wie mich diese Schönheit überflutete und zu einer Verehrung hinriß, die sich in begeisterten Worten Luft machte. Es war die Zeit da, Schaumbergers „Münchner Kunst" das Neue in München am frischesten und fröhlichsten vertrat, und in diesem Blatte, das ein rühmliches Dokument unseres alleweil lustigen, wenn auch derben Kampfes bleiben wird, war es, wo ich meine Worte losließ. Ich setze sie zum Teil, und ohne ihnen den Brauseton von dazumal zu nehmen, hier wieder her, weil sich aus ihnen wohl ersehen läßt, wie offenbarungshaft der uns Jüngeren damals ganz unbekannte Meister auf uns wirkte:

Hans Thoma! Ich habe nicht das Glück, ihn persönlich zu kennen,

aber seine Bilder haben mir die Bekanntschaft eines Künstleringeniums vermittelt, die ich mit ewigem Dankgefühle als ein Glück für Auge und Herz, als eine große Bereicherung meines Wesens empfinde. Und da dies in so hohem Maße, in so vollfühliger Wärme der Fall ist, möchte ich gerne, daß ich einen Teil dieses Genusses weiter geben könnte, und ich muß schon sagen, daß mir Zithern und Cymbeln fast zu gering erscheinen zu diesem Zwecke. Große Künstlerschaft, wirkliche Schöpferkraft ist so selten, und sie wird (wahnsinnige Ironie!) so selten anerkannt, obwohl sie den Anerkennern eine Quelle des größten aller Genüsse ist, daß es zu den wahrhaft priesterlichen Aufgaben (die gewerbsmäßigen Kunstschreiber lachen) des Schriftstellers gehört, sie hinauszurufen in alle Welt, wie ein Herold, der den Großen voranschreitet und mit seinem goldenen Stabe auf die Größe hinweist.

Hans Thoma ist solch ein großer und solch ein nicht genügend anerkannter Künstler, dem empfänglichkeitsfrohe Kritik Heroldsdienste zu leisten hat.

Hans Thoma ist ein Dichter mit Pinsel und Palette, und zwar ein Dichter nach unserem Herzen, nach dem Herzen der Jüngeren, die scharfen Wirklichkeitssinn und kühne Phantasie in einem, sowie eine eigene Art der Darstellung, eine mächtig ausgesprochene Individualität verlangen und nichts so sehr mißachten, als konventionelle Handwerksamkeit in der Kunst. Und so nehmen wir denn die Werke des Hans Thoma mit Begeisterung und schlagendem Herzen in uns auf als freiheitsgüssige Ausströmungen eines besonderen Geistes, als achtunggebietende Dokumente einer neuen, modernen Kunst.

Welch eine Fülle von wundersamster Stimmung, welche Kraft dichterischer Belebung der Natur, welche geistvolle Kunst in der Behandlung scheinbar gewöhnlicher Vorwürfe! In dieser Ausstellung be-

finden sich Bilder, die mir unübertrefflich erscheinen in ihrer eigenen Schönheit, und diese „Schönheit voll lebendigen Inhalts" (Feuerbach) ist undeutbar, denn sie ist elementar, und Elemente sind nicht zu zergliedern. Möge mir einer kommen und Bilder wie „Abend" oder „Stiller Bach", „Aussicht vom Taunus über die Mainebene" mit geistiger Scheidekunst in die begründenden Teile ihrer Wirkung zerlegen. Diese Bilder lassen sich nur schildern, sie gestatten nur den Versuch des Nachfühlens, und sie regen zum Nachdichten an. Mir wenigstens schwillt, ganz von selber, die Prosa zum Rhythmus über, wenn ich versuchen will, den Eindruck einiger unter ihnen wiederzugeben, und die Prosa selbst gewinnt den Anschein rhythmischer Erregtheit. Höchst unkritisch in der That, und ich scheue mich gar nicht, offen auszusprechen, daß ich mit vielem Vergnügen vom kritischen Katheder herabsteige und mich zu Füßen dieses Malers einfach als ein naiver Bewunderer setze, der nur wünscht, recht sehr alle kritischen Anflüge bannen zu können und recht als Naturbursche zu genießen.

Und was ich so gesehen, will ich, wie ich es gesehen, wiedergeben ganz einfach in den Worten, wie sie mir in die Feder fließen bei der Erinnerung an das Gesehene. Ich bitte sehr um Entschuldigung, wenn bei dieser Gelegenheit der Ausdruck meines Frohgenusses das eine oder andere Mal in freien Rhythmen dahingeht.

Herannahender Regen.

So sonderbar in der Mache als in der Stimmung. Da vorn das Aehrenfeld: grau-grün, leise gebeugt unter feuchten Winden, durchtupft von rotem Mohn. Buschbegrenztes Wiesengrün dahinter, und in der Ferne die blaue Welt der Berge, von Regen getroffen aus grauer Wolke. Aber noch im Weiteren steht weiß ein großer Wolken-

zug. Langsam schreiten neben einander dem gebeugten Felde vorüber ein Bauer und eine Bäuerin; ganz langsam, feierabendfroh und feierabendstill.

Sturm.

Feuchtblaugraue Wolken, schwarz, drohend nach vorn sich streckend über sturmgeschüttelte Bäume. Braune, lose Ackererde davor. Ein Pflug darauf, stehen gelassen.

Sonnenuntergang am Flusse.

Aus einer dämmergrauen Wolke fällt ein stechendes, ganz sonderbar helles Rot herab auf das graue Wolkenspiegelbild im Flusse, wo es flimmert und zuckt und tanzt und verscheidet. Rechts buschige Bäume empor, zum Wolkengrau hinan. Leiser Atemzug der Nacht. Da treibt Fabelvolk sein Wesen. Ein lüsterner Faun schreckt eine Badende auf. Die läuft mit fliegenden Haaren, fliegenden Brüsten davon, vom flatternden Laken nur wenig eingehüllt. Der bocksbeinige, geile Tölpel stützt sich mit einem triumphierenden Grinsen auf seine haarigen Schenkel. Ueber seine hartbraune und über des Mädchens rosazarte Haut läuft wie tropfendes, flüssiges Gold das gleißende, hellblutige Rot der untergehenden Sonne.

Sonntagsmorgen im Juni.

Heißblauer Himmel. Flimmern in der Luft. Von Millionen Blüten duftet die gelbe Wiese. Ueber Thäler der Blick nach fernen Bergen hin. Stille, Sonntagsfeierstille. Leise nur klingt ein kleiner Bach, der aus Erlengeleite heraus in die gelbe Wiese rauscht, leise klingt das friedfröhliche Saitenspiel eines einsamen Morgenwanderers.

Ritter vor dem Liebesgarten.

Ein geharnischter Jüngling. Nichts Lebendes von seinem Leibe läßt der stählerne Panzer sehen außer blitzenden, guten Blauaugen, die aus dem braunen, ernstfrohen Jugendgesicht wachsam in die Ferne blicken. Er hält eine eherne Lanze, fest auf den Boden gestoßen, in seiner Rechten. Mit gewaltigen Pranken neben ihm auf der Erde ein Löwe, den riesigen Kopf mit dem Mähnenschwall ein wenig gehoben. Säulengänge aus weißem Stein, grau im Schatten scheinend, hinter den beiden. Das ist die Pforte des Liebesgartens. Fröhliche Himmelsbläue lacht, von Schäfchenwolken durchflockt; Pinien ragen auf, zartes Wiesengrün liegt wie Sammt gebreitet, Seite an Seite schreiten die Glücklichen der Liebe.

Flötender Faun.

In Stahl gehüllt, auf weißem Roß reitet ein Ritter durch dämmernden Wald. Von der verscheidenden Sonne träuft goldig mattes Licht durch die ruhenden Blätter.

Sinnenversunken reitet der Ritter, es tönt ihm im Herzen klingende Klage, flötende Freude, schwellend, quellend, leise im Hauch.

Was er im Herzen klingen hört: in die Abendluft, in den Schatten der Bäume, seinen ruhenden Hirschen bläst es der junge Faun auf dem Rohre.

Klage des Herzens, Stimme des Schilfrohrs, mattes Verglühen der goldenen Sonne, webender Dämmerzauber des Waldes, Rascheln, Rauschen: es verklingt in die schwarze Nacht; in schwarze Nacht reitet der träumende Ritter.

Idylle.

In rosafarbenem Kleide, den Korb mit Blumen im Schoß, sitzt und träumt wachend im blumigen Gras die kleine, niedliche Schäferin

und blickt in die webende Ferne hinaus, weit, weit. Mildes, junges Glück, frauliche Huld lacht aus den braunen, sehnsuchtfeuchten Augen.

In allen Prächten junggesunder Nacktheit liegt ihr zur Seite der braune Knabe im Schlaf. Ueber sein frisches Antlitz geht leicht wie Hauch ein spitzbübisch Lächeln seliger Erinnerung. Was im Wachen sie denkt, schaut er im Traum.

Ein tiefer, blauer Himmel strahlt freundlich herein über die Spitze des Berges auf das heimliche Naheglück der beiden. Leicht wispern die Zweige der Büsche und Bäume, und die Blumen im Grase leuchten wie lachend.

Landschaft mit Ritter.

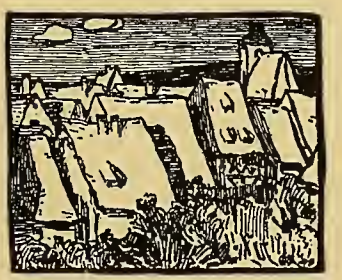
Im Thale unten die blaue Tiefe, grau am Himmel jagende Wolken; langsam reitet, die Lanze im Arm, auf braunem Rosse ein schwarzer Ritter, rote Ebereschentrauben leuchten aus dunklem Grün heraus wie offene Wunden . . .

Parkaussicht vom Fenster.

Am Fensterbrett ein weisheitsträchtiges Buch; leichtsinnige Blumensträuße rechts und links lachen es aus, denn der es lesen soll, weitet den Blick über unendliche, blühende Schönheit, bettet das saftige Wiesengrün, schwankendes Buschwerk, blauenden Himmel, bettet das Bild der schönen Freiheit lieber, lieber in sein Herz, als die protzige buchstabenklotzige Weisheit.

So damals meine Worte. Und wenn ich heute, da ich mich tiefer einleben durfte auch in andre Künstlerseelen, die nicht geringer, wenn auch von unterschiedener Art sind, als die Thomas, von anderen, neueren und älteren, Werken dieses Meisters sprechen sollte; mir kämen die Worte wieder so beglückt, und wieder würden sie sich gerne einmal in Rhythmen fügen. Denn eine Stimmung des Glücklichen und Poetischen geht von diesen Werken aus, und ein Reichtum ist in ihnen, daß man es freudig spürt: hier spricht ein ganzer Mensch in eigenster Art von seinem Besten und Innigsten.

Thöricht und gefährlich wäre es, nun gerade ihn zum Maße aller Kunst zu machen; das sei uns ferne. Aber freuen wollen wir uns seiner wie alles Guten und Ganzen, und danken wollen wir ihm aus frohdeutschem Herzen, daß er uns so mit Schönheit beschenkt hat.



Vom Menschen.

Zwei Menschen fanden sich
Im dichten Garten des Lebens,
Wie sich zwei Blätter im Wirbelwinde finden;
Und sie zeugten mich.
Dann haben sie mich gehütet und genährt,
Gehalten und geführt,
Bis ich stark ward, allein zu gehen
In den großen, dichten Garten.

Ich bin auf's gerathewohl gegangen,
Dahin, dorthin,
Hatte kein Ziel.
Irgend ein Ding in mir
Trieb mich,
Bald sachte drängend wie aus dunklen Tiefen,
Bald mit Stößen, die waren,
Als ob sie aus grellen Hellen kämen.

Manchmal stand ich still
Und lauschte:
Ob ich nicht einen Ruf vernähme, daß ich wüßte:
Wohin?
Kein Ruf.

Wanderte weiter in die Welt
Ohn Ahnen, wohin.
Aber das Ding in mir,
Das wußte wohl, wohin
Michs triebe.

Hat mich über Berge geführt,
Abgründen vorüber,
Hat mich durch schwüle Ebenen gedrängt,
Mitten durch Fieberdünste,
Warf mich aufs Meer und lehrte mich schwimmen.
Manchen Stoß erhielt ich in der Welt,
Wunden empfing ich,
Die Narben wurden,
Schmerzen wühlten sich Wohnungen in mir
Und kalkten sich ein;
Ich müßte mich selber zerreißen,
Wollte ich sie aus mir austreiben.
Ich vergaß sie, wenn sie nicht tobten,
Und wenn sie tobten, schrie ich mit,
Bis sie stille waren.
Hetzte auch einen Schmerz auf den andern,
Daß sie sich fraßen,
Und ich lachte, wenn ich sah,
Wie sie im Uebereinanderherfallen
Stücke aus mir rissen.

Dann kamen weiche Hände und streichelten mich;
Wie ein schwarzer Baum, der grüne Knospen

Der Sonne aufthut, fühlte ich die Wolluſt
Im Sein zu werden.
Alles, das war,
War nur für mich,
Alle die Welt
War mein Geſchwiſter.
Ich wuchs in die Welt, wie in der Blume
Der ſtarke Saamenſtengel ſich hebt,
Und mir war: ich wäre der Sinn der Welt.

Wunderbar ſchwoll meine Seele aus,
Ueber mich weg in die Ahnungen des Seins;
Götter gebar ich aus mir
Und ſpielte mit ihnen
Spiele der Seligkeiten und Spiele der Angſt,
Und ſchlug meine Götter tot,
Da ich ihrer müde ward.

Nun ward ich ſtill
Und ſpielte nicht mehr.
Ich ſah mich ſelber an und erſchrak,
Daß ich allein ſei.
Endlos Leben an Leben um mich,
Ich aber allein,
Und nichts über mir.
Da bückte ich mich in mich ſelbſt
Und verbarg mich in mir
Und träumte.

Was ich geträumt, war wild und wirr,
Aber als ich erwachte
War ich heiter und wußte
Den Sinn meines Lebens.
Der ist: Still mich treiben lassen von dem,
Das in mir ist und nicht fragen:
Wohin?

Dunkel sind die Ziele,
Dunkel sind die Götter,
Dunkel ist die Welt.
Aber eine warme Flamme leuchtet in mir
Und läßt mich wachsen.

Weiter weiß ich nichts als diese Flamme,
Aber in ihr ahne ich alles.

Ich laufe nicht mehr querhin durch den Garten
Und stoße mich an keinen Stein mehr.
Ich wachse wie ein Baum empor
Und fühle unendlich und immer die Wollust
Im Sein zu werden.

Ich wollte wohl, doch leider . . .

Ich sah zwei Schiffe fahren
Im Flusse Seit an Seit,
An ihren Raaen waren
Viel Wimpel aufgereiht.

Auf ihrem Decke gingen
Gestalten bunt und viel,
Und war ein silbern Klingen
Um ihren schlanken Kiel.

Frühling an beiden Seiten
Des schnellen Flusses war,
In allen Höhn und Weiten
Der Himmel wolkenklar.

Da rief an seinem Rade
Der junge Steuermann:
Was stehst du am Gestade?
Komm mit! Wir halten an.

Ach Gott, ich käme gerne,
Doch sagt mir nur zuvor:
Wohin!? In alle Ferne!
Komm! Frage nicht, du Thor!

Wer mit will, darf nicht fragen,
Wer fragt, der ist nicht wert,
Daß ihn die Wellen tragen,
Daß er ins Ferne fährt.

Ich wollte wohl, doch leider
Sann ich erst nach genau.
Die Schiffe fuhren weiter,
Der Himmel wurde grau.

Zum Ziele.

Nun laßt uns fahren über Land!
Die Pferde sind schon angespannt
Und scharren mit den Hufen.
Schön ist die Welt, und die Welt ist mein,
Ich höre eine Stimme rein
Fern meinen Namen rufen.

Fahr Kutscher, fahr in den dunklen Tann!
Ich fahre.
Fahr Kutscher, fahr mich den Berg hinan!
Ich fahre.
Und dann hinunter ins Gartenland,
Da steht ein Haus: Zum Glück genannt.
Ich fahre.

Es traben die Pferde, es knirscht der Sand,
Es geht durch lachendes, blühendes Land.
Da steht der Tann im Schweigen.
Wir fahren langsam in ihn ein,
Grün wird der goldene Sonnenschein,
Nun, Rappen, gehts ans Steigen.

Hörst du die Stimme aus dem Grund?
Ich höre.
Sie wiederhallt von Schlund zu Schlund.
Ich höre.

Es schwebt um uns der leise Schall,
Die Stimme ist allüberall.
Ich höre.

Der Gipfel da. Die Stimme schweigt.
Der Kutscher in den Abgrund zeigt.
Blau dehnt sich's ohne Ende.
Dort unten ist kein Blühen mehr,
Dort unten ist es kalt und leer!
Oh wende die Rappen, wende!

Wo hast Du mich, Trauriger, hingebracht?
Zum Ziele.
Wohin fällt diese schwebende Nacht?
Zum Ziele.
Ich aber, ich will nicht, ich will zurück,
Ich will zum Hause, genannt Zum Glück!
Zum Ziele.

Da wurde mir ruhig und wurde mir klar,
Da wußt ich, wohin ich gefahren war,
Und wars zufrieden.
Der Kutscher fuhr rückwärts, ich gab ihm die Hand
Und sprach: oh grüß mir das blühende Land,
Aus dem ich geschieden.

Und aus der Leere klangs hell und lind:
Komm schnelle.
Müd ward ich wie im Spielen ein Kind.
Komm schnelle.

Ich lief in den Abgrund, ins schwebende Meer
Und fühlte von mir kein Fühlen mehr.
Komm schnelle.

Drei Ratschläge

in einem Gedicht.

Geh zum Tisch des Lebens: nimm!
Sieh, es ist ein bunter Strauß,
Weiße Lilien und rote Rosen
Blenden, flammen zwischen großen
Grünen Blättern bunt heraus.

Glaube nicht ans ewige Grau!
Sei nur selber froh und bunt;
Schluckst du Staub, so trinke Weines,
Schmäle nicht, daß nur ein kleines
Glas dir ward für deinen Mund.

Schiel nicht auf der Andern Art!
Sei getrost auf dich gestellt,
Sei Kristall und fange Strahlen
Und laß dir im Herzen malen
Sich aus Strahlen deine Welt.

Das Lied von Ferne.

Ich seh die Welt
Als wie ein Feld,
Das hoch im Halme steht.
Die Sichel singt,
Von Ferne klingt
Ein Lied wie hergeweht.

Nun wird es leer,
Und rundumher
Garbe an Garbe steht.
Und immer doch,
Und immer noch
Ein Lied, wie hergeweht.

Nun Herbst und kalt,
Und Winter bald,
Und alles überschneet,
Und doch, und doch,
Und immer noch
Ein Lied wie hergeweht.

O reiches Feld,
O reiche Welt,
Durch die mein Leben geht,
Als wie ein Hauch.
Mein Leben auch
Ein Lied wie hergeweht.

Grabschrift im Walde.

Von einem Grabstein tief im dunkeln Tann
Sahn mich grauäugig diese Worte an:
Wir starben, daß ihr leben sollt,
Uns hat die Sonne auch gelacht,
Nun blendet uns ihr heißes Gold,
Uns liebt die Nacht.

Fritz von Uhde.*)

In fertigen Zeiten, die den genießenden Sieg erkämpfter Gedanken in ruhiger Größe darstellen, sind die Werke großer Meister des Bildes, des Wortes, des Tones sturmstille Höhen, von denen der Blick über ein friedliches Panorama segenschwerer Ernten geht. Es sind Feierabend-Werke, feiervolle Werke abgeklärten Geistes und Gemütes; kein Kampf ist in ihnen, keine Hitze der Sehnsucht und kein Zweifel. Wir nennen sie klassisch, und klassische Ruhe heißt das Wort, mit denen wir gerne ihr Wesen bündig kurz erschöpfen.

Andere Kunst wird von Zeiten des Ueberganges geboren, von den wartenden, suchenden, kämpfenden Zeiten, in deren Schoße ein Neues, Erahntes, Ersehntes keimt. Ihnen ist eine mit sich fertige Kunst nicht gemäß, da sie selbst nicht mit sich fertig sind; ihnen ist die Kunst fremd, die aus sich selber erntet; aus ihnen muß eine Kunst kommen, die gleich ihnen mit ihrer Seele die Zukunft sucht.

Solche Zeiten schließen sich nicht unmittelbar an jene Blütezeiten an, in denen kampferworbener Besitz in schöner Ruhe genossen wird wie von feiernden Siegern, sondern sie folgen als Reaktionsperioden auf Verfallzeiten, in denen der Väterbesitz von müden Enkeln nicht aufs neue erworben, sondern schläfrig behütet und unfruchtbar gelassen wird. Wir heißen sie die Zeiten der Epigonen, der Nachtreter; sie sind die brachen Zeiten der Kunst, in denen der ausgeschöpfte Acker sich zu

*) Diese Studie ist nicht identisch mit meiner bei Dr. E. Albert u. Co. in München 1893 erschienenen umfangreichen Monographie über den Meister. D. V.

neuen Ernten erholt. Der glorreiche Sommer ist vorüber und auch der Herbst des schönen Sterbens; Winterschlaf liegt über dem Schaffen, Greisenhaftigkeit rührt die schwachen Hände. Nur das Hergebrachte gilt und gefällt, nur was ans Gewohnte eng sich anschließt, wird „goutiert": „Ruhe ist die erste Künstlerpflicht". Aber das ist nicht die Ruhe des Klassikers, der aus dem Frieden eigener klar gewordener Tiefe schöpft, sondern die Ruhe des Philisters, der sich in den wohlgepolsterten Stühlen wohl fühlt, die ihm hinterlassen wurden von reichen Vorfahren; es ist keine schaffende, sondern lediglich verdauende Ruhe. Was ehedem groß war, wird in dieser Stimmungssphäre des erbärmlichen Behagens zum Großväterischen im schlimmen Sinne; was ehedem frei empfundene Harmonie war, wird zur zwängenden Formel, in der sich nur die wohl fühlen können, die keine Kraft und keinen Trieb besitzen, sich selbst Gesetze zu geben, angepaßt neuen Bedürfnissen. Denn die Zeiten, die auf alten Lorbeern schlafen, haben nur das Bedürfnis des starrgewordenen Alten, und sie sind dem innersten, lebendigen Wesen des schönen Ueberkommenen so entfremdet, daß sie glauben, ihm zu dienen, indem sie einen Fetisch aus ihm machen. Und selbst dieser ist ihnen noch nicht tot genug. Sein Abschein erst ist ihnen ganz gemäß: die verdünnte, tausendmal auf den Schwachgeist der Epigonen abgezogene Nachahmung.

Da regt sich, wenn die Zeit erfüllt ist, die Jugend. Es kann ihr nicht behagen, sich matt zu stellen, da sie doch frisch und mutig ist, und sie kann nicht an das Gestern glauben, da sie das Morgen fühlt. Die schöpferische Kraft, so lange brach gelegen, wird überschüssig in ihr, und sie muß sich auslassen, wenn sie nicht ausschwären soll. Da geht es denn zuweilen stürmisch und überschwänglich zu, und denen, die an Ruhe gewöhnt sind, ist es ein Graus, zu sehen und zu hören, wie

die Jugend aus der Schule stürzt. Die Pietät ist tot, heißt es, Anarchie reißt an! Her den Bakel! Treibt sie wieder hinein zu den Gipsköpfen, die Jungen!

Vergebne Mühe! Vergebner Zorn!

Wie er uns heute schon so fremd anmutet! Wir begreifen ihn kaum mehr. Aber es mag vielleicht nützlich sein, sich jene Zeiten, die uns so nahe liegen und so ferne dünken, zurückblickend kurz vor Augen zu führen.

Was war der Hauptgrund des Entsetzens? — Man kann es kurz sagen: Der neue Blick. Es war eine Entdeckung der Augen. Die Jungen sahen anders als die Alten. Sie fanden, daß Wiesen grün aussehen und nicht bräunlich; sie fanden, daß ein blauer Himmel über diesem Grün schön sei und keineswegs „schreiend"; sie fanden, daß das Licht der Sonne viel kühner war in Farbenspielen, als es auf den nachgedunkelten Galleriebildern alter Meister den Anschein hatte. Das ergriff diese Farbenmenschen wie ein Taumel. Sie wurden von einer rasenden Verliebtheit zum Lichte ergriffen. Das wollten sie haben. Alles andere war ihnen Hekuba.

Man stand vor einem riesigen Horizonte, der eine Unendlichkeit von neuen Reizen und neuen Aufgaben einschloß. Zu lernen gab es

viel, mehr fast noch zu verlernen; es war wahrhaftig nötig, fleißig zu sein. Und fleißig waren sie, die „Jungen", so fleißig, daß man es den Werken oft allzusehr ansah. Manch einer von ihnen verhockte vor der Natur und verlor, wie es der Hockenden Art und Geschick zu sein pflegt, seine fröhliche Seele. Aus dem Verliebten ward der an seiner jungen Frau herumstudierende Ehemann. Man hatte glücklich viel verlernt, nun vergaß man leider auch manches, das man nie vergessen gesollt hätte.

Die Sonne, das helle „neue" Licht, sollte Alles wettmachen: mangelnde Gedanken, mangelnde Farbenschönheit, mangelnden Geschmack. Sie begriffen nicht, daß sie mit dem neuen Sehen und der neuen Technik nur ein neues Werkzeug gewonnen hatten; sie glaubten damit schon die neue Kunst erobert zu haben.

Was Anselm Feuerbach in seinem „Vermächtnis" als unumstößliche, alle Schlagworte überdauernde Wahrheit ernst schaffenden Künstlern hinterlassen hat, das vergaßen diese Naturalisten: „Im Positiven die Poesie festzuhalten, scheint mir die Aufgabe des Künstlers zu sein."

Groß war das Entzücken der „Alten" darüber. Hatten sie's nicht gleich gesagt? Der Naturalismus ist die Rohheit, die Poesielosigkeit, die kahle Leere.

Aber aus diesem Naturalismus der Lernenden ging eine Kunst großer Könner hervor, die kein Naturalismus mehr ist, und diese Kunst hat die Jeremiaden jener sonderbaren Idealisten zu schanden gemacht. Sie überwand den alten Idealismus, der kein Idealismus, sondern Verstiegenheit und Schönfärberei war, und sie überwand den Naturalismus, der keine Kunst, sondern nur die Schule zur neuen Kunst war. Die Ueberwindung jenes Pseudoidealismus war vergleichsweise leicht, die Ueberwindung des Naturalismus war schwer. Gegen jenen sprach

das ganze moderne Empfinden, der ganze Malerinstinkt; nichts band sie an ihn. Dieser aber war ihnen als selbsterworbenes Fundament, als Inbegriff der Urliebe des Malers zur farbigen Aeußerlichkeit mehr als bloß ein Schlagwort; sie hingen an ihm als einem Erlöser, dem sie ihre ganze neue Lust am Malen verdankten. Indem sie ihn als doktrinäres, enges Prinzip überwanden, verwarfen sie doch nicht, was er ihnen gelehrt und gegeben hatte; sie nahmen ihm den Anspruch, ein Ziel zu sein, aber sie behielten seine Mittel zur Erreichung eines neuen Zieles, und dies ist jene Richtung der neuen Kunst, die man die verinnerlicht-naturalistische nennen mag.

Was sie zum treu wiedergegebenen Aeußerlichen des Naturausschnittes hinzufügt, ist eine persönliche Seele, ist der Ausdruck irgend eines Gedankens oder eines Gefühles. Damit trifft sie das Wort vom Poetischen im Positiven, und dadurch unterscheidet sie sich wie von der rein naturalistischen, so von der dekorativ-phantastischen Richtung der modernen Kunst, die sich von der Natur entfernt, um sich dem Stilistischen zu nähern. Der Hauptvertreter des rein aufs malerische bedachten Naturalismus ist Max Liebermann, der glänzendste Ausdruck der phantastisch-dekorativen Richtung (in die Meister wie Böcklin, Thoma, Klinger nicht einzureihen sind) ist Franz Stuck; der Meister des verinnerlichten, poetischen Naturalismus und sein Begründer in Deutschland ist Fritz von Uhde.

Von diesem soll in diesen Zeilen die Rede sein.

Fritz v. Uhde ist ein geborener Sachse. Als Sohn Bernhard v. Uhde's, der damals im Beginne seiner juristischen Laufbahn stand*), wurde er zu Wolkenburg im Königreich Sachsen am 22. Mai 1848

*) Er starb im Jahre 1883 als Präsident des evangelisch-lutherischen Landeskonsistoriums in Dresden.

geboren und erhielt in der Taufe die Namen Fritz Hermann Karl. Die Familie, deren Name unter dieser und einer Nebenform, die vielleicht die ursprüngliche ist (Uhden), auch außerhalb Sachsens vorkommt, scheint niederdeutschen Ursprungs zu sein. Möglich, daß sie sich auf den holländischen Ort Uhden zurückführt, nach der ein alter niederländischer Maler seinen Namen hat. Es mag nicht uninteressant zu erwähnen sein, daß sie mit dem berühmten Geschlechte derer von Berlichingen auf Jaxthausen verschwägert ist.

Fritz v. Uhde empfing seine Erziehung zuvörderst im väterlichen Hause, dann besuchte er die Gymnasien zu Zwickau und Dresden. Sehr jung noch bestand er unter außerordentlich guter Qualifikation die Maturitätsprüfung, bezog aber nicht die Universität, auf der er die Rechte hätte studieren sollen, sondern trat in die Dresdener Kunstakademie ein.

Er folgte damit einem Hange, der sich schon sehr früh in lebhaftestem Interesse für alle bildlichen Darstellungen geäußert hatte. Es scheint, daß in der Familie überhaupt künstlerische Veranlagung vorhanden war und immer, wenn auch nur im Liebhabersinne, gepflegt wurde. Auch der Vater Uhde's beschäftigte sich gerne mit Zeichnen, und die Schwestern des Meisters bethätigen sich noch heute als eifrige und begabte Dilettantinnen der bildenden Kunst.

Uhdes Vater nahm daher die Neigung seines Sohnes ernst auf und bemühte sich gewissenhaft, sich darüber zu vergewissern, ob sie auf wirklicher Begabung beruhte.

Nachdem der junge Gymnasiast den Unterricht eines eigenartig begabten, nach Zwickau verschlagenen Künstlers Namens Karl Mittenzwei genossen hatte, begab sich der Vater mit ihm schon im Jahre 1864 zu Wilhelm v. Kaulbach nach München, um sich Rats zu

erholen, ob die Ergreifung eines künstlerischen Berufes durch genügendes Talent begründet sei.

Die Zeichnungen, die der junge Fritz v. Uhde dem damals überaus hochgeschätzten Künstler vorlegte, zeigten stark den Einfluß desjenigen deutschen Meisters, den der junge Anfänger zu dieser Zeit begeistert bewunderte, den Einfluß Adolfs Menzels, dessen Zeichnungen aus der friderizianischen Periode für Fritz v. Uhde die ersten großkünstlerischen Offenbarungen bedeuteten. Wilhelm v. Kaulbach konnte seinem ganzen künstlerischen Wesen nach von diesem Einflusse keineswegs erbaut sein, trotzdem erkannte er in den jugendlichen Proben eine starke Begabung, zu deren Ausbildung er riet.

Den gleichen Rat erteilte in Dresden Schnorr von Carolsfeld.

Die Folge davon war also, daß es dem eben die Schule verlassenden jungen Manne erlaubt ward, statt der Universität die Akademie zu besuchen.

Aber die Akademie bewies sich auch hier nicht als das Feld, auf dem die großen Begabungen gedeihen.

Fritz v. Uhde war nicht das erste starke Talent, dessen genialer Sinn sich nicht zurechtfand zwischen den abzuzeichnenden Gipsabgüssen; schon im Frühjahr 1867 nach noch nicht einjährigem Studium verließ er die Akademie, nachdem er das wenigere in ihr, das meiste bei einem zwar gänzlich unterschätzten und darum mutlos gewordenen, aber darum nicht minder tüchtigen Dresdener Maler gelernt hatte, dem Schlachtenmaler Schuster, einem Schüler Horace Vernets.

Der akademischen Malerei müde, daran verzweifelnd, in ihr das zu leisten, was ihm als rechte Künstlerthat erschien, glaubte er, dem künstlerischen Beruf überhaupt entsagen zu müssen, und wandte sich einem ganz anderen Berufe zu, dem militärischen.

Im Jahre 1867 noch trat er als Fähndrich in das königlich sächsische Gardereiterregiment ein. Bald Offizier geworden, machte er als solcher den Feldzug in Frankreich mit, trat aber schon 1877 als Rittmeister in die Reserve und nahm später gänzlich den Abschied.

Sein künstlerisches, auf Ausleben der Persönlichkeit ohne beengenden Zwang angelegtes Naturell ließ ihn wohl nicht als durchaus geeignet erscheinen für des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr. Auch war die Sehnsucht nach intensiver künstlerischer Bethätigung immer reger in ihm geworden, da er nie aufgehört hatte, fleißig zu malen. Eine ganze Anzahl von Gemälden, zum Teil größten Umfanges und meist kraftgenialen, phantastischen Gepräges, entstand damals.

Makart begeisterte ihn zu jener Zeit vor Allen. Zu diesem war er schon vor Quittierung des Dienstes, im Jahre 1876, gereist, mit dem Wunsche, als dessen Schüler an seiner künstlerischen Vervollkommnung zu arbeiten. Der Wiener Meister riet ihm indeß, sich an Piloty nach München zu wenden.

Dorthin ging Uhde also im Sommer des Jahres 1877. Da er weder bei Piloty, noch bei Diez und Lindenschmit Aufnahme als Schüler fand — was für seine Entwickelung nicht als Nachteil anzusehen ist — arbeitete er für sich allein und ließ die großen Alten, in deren Anschauung er sich versenkte, seine Meister sein. Franz v. Lenbach interessirte sich damals freundlich für ihn, derselbe, zu dessen Grundanschauungen Uhde später in so starken Gegensatz treten sollte, daß heute von gegenseitigem freundlichen Interesse nicht wohl mehr die Rede sein kann, da sich in den beiden Meistern in der That zwei feindliche Kunstwelten gegenüberstehen, deren Gegensatz um so schärfer in die Erscheinung tritt, als beide Meister starke und große künstlerische Persönlichkeiten sind.

Im Jahre 1879 machte Uhde in München die Bekanntschaft Munkacsys, der ihm riet, zu ihm nach Paris zu kommen. Noch im Winter desselben Jahres folgte er dieser Einladung.

Dieser Umstand ist der Anlaß dazu geworden, daß kritische Oberflächlichkeit in Deutschland gerne vom „Kunstfranzosentume" Uhdes redet und aus Unkenntnis der Dinge und Unfähigkeit tieferen Urteils die Behauptung aufstellt, Uhde sei mit Betreten des Pariser Bodens zu einer Art Kunstrenegaten geworden, der allsogleich französischer Kunstübung, französischer Kunstanschauung verfallen sei.

Aber die Thatsachen liegen, fast möchte man sagen: merkwürdigerweise, ganz anders.

Uhdes Auge hatte damals, durchaus gewöhnt an das lernende Betrachten der Alten, noch durchaus keinen Blick für die Technik der modernsten Franzosen. Bastien-Lepages außerordentliches Werk „Jeanne d'Arc" z. B., das damals gerade im 80er Pariser Salon das größte Aufsehen erregte, vermochte ihn nicht zu begeistern. Auch hier blieben die alten Bilder der Hauptreiz für sein künstlerisches Empfinden, die Meisterwerke im Louvre. Neben ihnen sprachen nur einige der Vormodernen zu ihm, Künstler aus der Fontainebleauer Schule wie Corot, Diaz, die er im Luxembourg studierte. Auch bei Munkacsy, obwohl er von diesem zweifellos lernte, hat er außer Studien nichts geschaffen. „La chanteuse", sein Debutstück im Salon, ist in dieser Hinsicht ganz eigene Arbeit.

Erst auf deutschen Ausstellungen ist dem „Kunstfranzosen" Uhde das Licht über die neuen Franzosen, die Pfadfinder der malerischen Moderne aufgegangen, — vielleicht Dank der Hilfe des Kontrastes. Nach Paris ist er später nur auf einige Monate noch gekommen. 1880, in dem Jahre seiner Verehelichung, hatte er es verlassen.

Von großer Wichtigkeit war für ihn eine Studienreise in Holland, die er im Jahre 1882 machte, und die ihm reiche Früchte eintrug. Die schlichte Natur dieses Landes lehrte ihn das Ziel begreifen, das seiner künstlerischen Eigenart gesetzt ist.

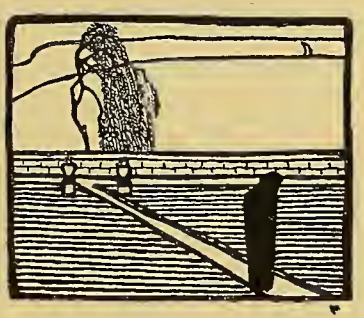
Von Schluß seiner Hollandreise ab hat Fritz v. Uhde in München gelebt. Hier entstanden seine großen Werke, die ihm viel Ruhm und Feindschaft erwarben. Hier ward er, durch diese Werke, der große Propagandist der neuen Kunst in Deutschland. Ihm gebührt das Verdienst, in einer Zeit der Schwachheit und Verschwommenheit das Beispiel eines unbeirrt Starken und Klaren gegeben zu haben. Er that nichts weiter, als daß er auf sich bestand, aber das bedeutete gewaltig viel in einer Epoche, in der man die Persönlichkeit für eine Gefahr in der Kunst ansah.

Es war zweierlei, was die Kunst Uhdes als ein Aergernis für die künstlerisch Gutgesinnten erscheinen ließ. Einmal die neue Technik, in die man sich noch nicht hineingesehen hatte. Es widerfuhr da den Augen der schwer von der Amme Gewohnheit zu entwöhnenden Menschen dieselbe Beleidigung, die ein paar Jahrzehnte zuvor ihren Ohren durch einen andern schrecklichen Sachsen, durch Richard Wagner, geschehen war. Es wurden ihnen zu differenzierte Reize zugemutet, und je länger einer in den alten Harmonien froh gewesen war, um so schwerer war es ihm, die reichere Freude aus den neuen zu gewinnen. Den Jüngeren gelang es in beiden Künsten schneller, und so ward das geboren, was den Kampf der neuen Kunst in ihrer Gesammtheit oft so herbe gemacht hat: der Generationengegensatz. Aber wie es sich bei Wagner nicht blos um eine neue Technik, sondern um einen neuen Gehalt der Musik handelte, so auch bei Uhde in der Malerei. Die neue Art des Ausdrucks wirkte peinlich durch ihre Unverständlichkeit, der neue Inhalt

wurde noch fataler empfunden, weil er durchaus verständlich aber nicht weniger ungewohnt war.

Und doch knüpfte Uhde hier nicht minder an die großen Traditionen der germanischen Kunst an, als er es im Technischen gethan hatte. Sein moderner Impressionismus war im Grunde der Rembrandt'schen Darstellungsart verwandt, seine moderne Auffassung der Evangelien als Vorwurf für die Malerei deckte sich mit der Auffassung eines Dürer. Das Ungewohnte war, daß er die Schablone ablehnte, die nicht an jene deutsche, sondern an die italienische Tradition anknüpfte. Diese Schablone hat aber mit dem, was Uhdes christliche Kunst will, gar nichts gemein. Sie mag berechtigt sein für kirchliche Zwecke, bei denen es bedenklich erscheinen kann, für alte Formeln neue Formen aufzustellen. Aber auch hier ist die Tradition erst zur Schablone in dem Augenblick geworden, wo die Sache selbst, die Kirche, aufhörte, sich im Leben als Hauptfaktor zu bewähren. Vorher drückte die kirchliche Kunst in ihren vielen Wandlungen immer auch das jeweilige Leben aus. Wäre der Protestantismus als Kirche nicht kunstimpotent gewesen, so würde die katholisch-italienische Schablone nicht auch von ihm aufgenommen worden sein. So aber lebt sie auch in ihm, nur in vernüchterter Gestalt ihr Scheinleben weiter. Im anderen Falle wäre eine rein protestantische Kirchenkunst vielleicht von selbst zu einer Christus-Malerei gelangt, wie es die Uhdesche ist. Denn diese ist durchaus protestantischen Wesens. Jetzt freilich hat sie mit der protestantischen Kirche so wenig gemein wie mit der katholischen. Sie ist weltlich-christlich. Das ist es, was sie in unsrer Zeit, die vom Christentum nur den Namen und die alten Allüren hat, für kirchlich denkende so anstößig, für unkirchlich denkende so unzeitgemäß erscheinen läßt. Und doch liegen ihre Wurzeln tief im Christentume und in der Zeit.

Uhde kam zu ihr nicht aus einer Marotte, nicht aus Originalitätssucht, nicht aus Stoffmangel, sondern es war der innere Ernst seines Wesens als Mensch und als Künstler, der ihn dahin führte, die Evangelien in Farben auszulegen. Er kam auch nicht sogleich darauf. Auch er fand seinen Tag von Damaskus, der ihm die Schuppen von den Augen nahm und das Wesentliche seiner künstlerischen Art, ihr innen ruhendes Ziel, in Klarheit wies, nicht sogleich. Wir bemerken dieses Suchen und Tasten fast im Werdegange eines jeden Großen der Kunst, und die Meister-Epoche beginnt bei jedem dort, wo er sich selbst völlig gefunden hat.



Wer die Entwickelung eines Malers betrachtet, muß sein Hauptaugenmerk darauf richten, zu erkennen, wann der Künstler, einmal, seine Handschrift erlangt und dann, wann er den Inhalt seiner Kunst gewonnen hat. Man wird meist bald merken, was nur Schülertrieb gewesen ist, in Ausdruck wie Gestalt; unklarer wird der Weg, wenn das Eigene sich zu regen beginnt, aber noch nach dem rechten Ausdruck ringt, nach dem rechten Stoffe sucht.

Bei Uhde kann man sagen, daß Alles, was vor 1880 entstanden ist, darunter sehr frühe Sachen aus seiner Militärzeit, nur interessante Schülerarbeiten ohne persönliche Note sind. Da ist eine phantastische

Schlacht von Sedan in Doré'scher Manier, Bilder in Makart'scher Art, ein großes Reitergefecht im Stile der alten Niederländer, alles Stoffe und Darstellungsmanieren, die den eigentlichen Uhde kaum andeuten.

Auch die Werke von 1880 und 1881, obwohl sie Schülerarbeiten durchaus nicht mehr genannt werden können, müssen als Werke ernsterer Lehrjahre bezeichnet werden. Die Muster werden hier strenger genommen, tiefer begriffen, freier befolgt, aber sie sind doch noch deutlicher als die Person dessen, der sie sich aufgestellt hat. Am meisten kündet den Werdenden das durch die Krauskopf'sche Radierung bekannt gewordene Alte Weib mit Bierkrug in der Art des Frans Hals.

In den Jahren 1882 und 1883 bereitet sich die Klärung deutlich vor, es beginnt sich jener eigene Blick für die Stimmung des Schlichten zu zeigen, der für Uhde kennzeichnend bleibt, die Darstellungsweise wird persönlicher, die Stoffe verraten intimere Anteilnahme des Künstlers. Es sind zum großen Teil Armeleutbilder (Der Leierkastenmann von Zandvoort, Aus dem Alteleutehaus in Zandvoort, Holländische Nähstube, Holländische Fischerkinder). Schon ist in ihnen, trotz der, wie man zu sagen pflegt, unerquicklichen Vorwürfe, ein weicher, poetischer, ja verklärender Zug, ein Zug aus der Seele des Künstlers, der nicht auf das Krasse, Beklemmende ausgeht, sondern überall die Farbe als ein Mittel zur Harmonisierung des Stoffes in der Richtung des Liebenswürdigen nutzt.

Aber allen diesen Bildern fehlt noch das Großkünstlerische, jenes Höchste, wozu die Uhde'sche Kunst fähig ist: die Perspektive aus einem kleinen Milieu in die Welt großer Gedanken und Empfindungen. Dazu gelangte Uhde erst, als er seinen Christus, die Erbgabe seiner protestantischen Gefühlswelt, künstlerisch erkannte, als ihm das eigentliche Thema seiner Kunst bewußt ward: die Hineinversetzung der Christusgestalt in die Gegenwart. Das war kein Experiment, das

war Wesenstrieb und Wesenserkenntnis. Hier war zum ersten Male der Mensch, der Dichter gleichbeteiligt mit dem Maler, hier klang zum ersten Male der reine Akkord von Farben- und Empfindungs-Mensch an. Im Winter 1883 auf 84 wurde mit dem Bilde „Lasset die Kindlein zu mir kommen" der Meister Uhde. Es ist bezeichnend, daß in dieser Zeitspanne kein anderes Werk entstand. Hier vollzog sich für Uhde selbst eine Offenbarung und eine Erfüllung, die den ganzen Mann ergriff und in Anspruch nahm.

Noch viermal finden wir bei Uhde solche Jahre zusammengefaßten Schaffens: es sind die Jahre, in denen das Abendmahl, die Bergpredigt, die Heilige Nacht und der Gang nach Bethlehem entstanden sind.*)

Schon aus diesem Umstande ist ersichtlich, welche Bedeutung die Evangelienmalerei in Uhde's Schaffen hat. Aber es lehrt überhaupt die Betrachtung seines Gesamtwerkes, daß sie der vollste Ausdruck seines Wesens ist. Nur in ihr giebt er sich ganz, nur in ihr giebt er etwas, das außer ihm nicht besteht. In seinen Armeleutbildern, in seinen Kinderstücken, in seinen Portraits, so vortrefflich sie sind, ist immer nur ein Stück von ihm, und es fehlt nicht an Künstlern, die auf diesen Gebieten neben und auch über ihn gestellt werden können, aber in seinen Evangelienbildern ist er ganz und einzig. Man kann fast sagen, daß alle Bilder nicht evangelischen Inhalts, die Uhde malt, Studien für seine Evangelienbilder sind. Er ruht sich bei ihnen aus, weil er sich mit ihnen nicht ganz ausgiebt, aber gerade darum führen ihn diese Arbeiten rein künstlerisch weiter. Denn bei ihnen gilt sein ganzes Augenmerk nur dem Malerischen. Er schafft sie nicht in der Ergriffenheit durch einen Gedanken, ein Gefühl, sondern aus malerischem

*) Eine genaue Chronologie des Uhdeschen Schaffens bis zum Jahre 1893 findet man in meinem Uhde-Buche.

Interesse. Es scheint manchmal beinahe so, als ob er sich in ihnen freier fühlte, unbehelligter, denn auch in ihm steckt das notwendige Stück Malerborniertheit, das ganz und gar im Farbigen aufgehen möchte und die Besessenheit durch eine Idee als Zwang empfindet. Nur, daß er eben ein Großer ist, der zuweilen in dieser Besessenheit künstlerisch untergeht, um, ohne an Künstlerschaft zu verlieren, als Tiefenoffenbarer aus ihr hervorzugehen.

Man darf bei einem rechten Maler, auch wenn seine innerste Bedeutung in seiner höheren Eigenschaft als Seelenkünder liegt, überhaupt nie vergessen, daß das Weckende für seine Innerlichkeit ein äußerer Augenreiz ist.

Es ist wie mit dem Wortklangreiz auf den Dichter. Viele Gedichte, deren Gemütsinhalt sie unsterblich machte, sind in Wirklichkeit aus irgend einem rhythmischen, also äußeren Reiz entstanden, aus einer zufällig gefundenen Wortkombination von so berückendem Klang auf den Dichter, daß dieser nicht mehr los konnte von ihr, daß sie ihn beherrschte, wie der Ansatz zu einer keimenden Melodie, daß er sie ausführen, paraphrasieren, umranken mußte mit harmonischem Beiwerk. So ward aus einer letzten Strophe oft ein Gedicht, daß doch als Ganzes erwachsen erscheint aus irgend einem Gefühlsgrunde. Aber es ist ein äußerlicher Reiz gewesen, der es entstehen ließ, ein Reiz jedoch von seelenweckender Gewalt, die erst auf den Dichter und dann auf den Leser, Hörer wirkt.

Genau so der Farbenreiz auf den Maler.

Da ist irgend eine Lichtstimmung, irgend ein Farbennebeneinander, irgend ein „Farbenproblem". Das packt, rein äußerlich, den Künstler. Er kann nicht ab davon. Er muß es heimtragen. Es muß sein eigen werden. Und mit äußerster Bemühung geht er daran, es für sich, auf

die Leinwand zu gewinnen. Er ist der Sklave der äußerlichen Erscheinung. Ganz ihrem Reize unterworfen giebt er ihr sich hin. Nichts existiert für ihn als dieses Rot, dieses Grün, das sein Auge wie ein Kleinod sieht. Was kümmert ihn die Seele, die Poesie! Nur die Frage hat für ihn Interesse: wie gewinne ich mir die äußere Erscheinung!? Mit welchen Mitteln beschaff' ich sie neu für die Kunst!? Und siehe: eine so große Liebe zu jener Aeußerlichkeit kräftigt sein Auge, führt seine Hand, eine so große Liebe zu dem entzückt Erfaßten nimmt ihn völlig ein, daß unbewußt, unbegreiflich, undeutbar, mit jener Aeußerlichkeit die Liebe zu ihm, der erhobene Seelenzustand des Künstlers auf die Leinwand kommt: daß jene Farbenzufälligkeit, herausgehoben aus der Welt der äußern Wirklichkeit in die innerliche Welt der Kunst, Leben und Seele empfängt.

Was ist geschehen, daß dieses Wundersame möglich ward?

Der dem äußerlichen Reize in Liebe unterworfene Mensch ist Herr über diese Aeußerlichkeit geworden mit seiner Seele. Er hat sie seelisch neu geboren. Sie ist ein Stück seiner selbst.

Freilich: nur genialen Künstlern gelingt diese Wiedergeburt. Das bloße Talent, so groß auch seine Fertigkeit sein möge, bleibt stets Sklave des Aeußerlichen. Ihm ward nicht die Gnade der der Natur congenialen Liebe. Sein Schülereifer schaut begierig an der Realität auf und ab, trägt ehrlich Punkt für Punkt des Aeußerlichen auf die Leinwand, aber sein Auge schaut nicht hinein bis auf den keimvollen Kern des Lebens, seine Hand trägt nicht den Hauch der Seele alles Seienden in sein Bild.

Was nur von den äußeren Sinnen kommt, bleibt ewig nur Kunststück. Alles Künstlerische in jenem hohen Sinne, der sich mit dem Poetischen deckt, ist Herzgeburt.

Das gilt für alle jene Bilder Uhde's, zu denen er „bloß als Maler" gelangt ist. Auch in ihnen giebt er schließlich mehr als reine Malerei; auch sie sind nicht Oberflächenwerke, sondern Schöpfungen aus der inneren Tiefe eines malerischen Vorwurfs. Am höchsten stehen mir unter ihnen die Kinderbilder, wie das köstlich ruppige Haideprinzeßchen und die feinen Bilder aus der Familie des Meisters. Im Grunde kann man sie mit seinen Portraits zusammenfassen. Eigentliche Zuthaten des „Kindergenres" kennt und braucht er nicht. Diese Zuthaten pflegen zumeist auf das hinauszulaufen, was die Damen „süß" nennen. Diese Süße bedingt, daß gemalte Kinder immer drollig sein müssen, sei es drollig ernst, oder drollig vergnügt. Es ist im Grunde eine puppenhafte Süßigkeit, der der Hauptreiz des Kindlichen fehlt, das Unaufgeschlossene und doch in seiner Art Ganze. Die Tiefe des Kindlichen, seine Art Ernst, seine größere Nähe zur Natur, läßt sich mit dieser Süßmalerei auch nicht einmal andeuten. Es ist Spielzeugkunst für die Oberflächlichen. Etwas für den natürlichen Sinn höchst Scheußliches tritt in ihnen in die Erscheinung: das geschminkte Kind. In Uhde's Kinderbildern ist dagegen das Wesen des Kindes in seiner ganzen unbewußten Tiefe. Sie sind, so wenig sie ihnen äußerlich ähneln, in ihrer Wirkung den Feuerbach'schen Kinderbildern verwandt, nur daß diese noch den großen Zug des Sinnbildlichen haben: Das ewig Kindliche zieht uns hinan. Auf so hohe Wirkung zielt Uhde nicht. Es genügt ihm das schlichte Hinstellen unverkünstelter, unverkränkelter Natur. Ich sagte es schon: es sind im Grunde Portraits.

Aber es ist die Art der Uhde'schen Portraits überhaupt, daß die abgebildete einzelne Persönlichkeit als Typus wirkt. Seine zahlreichen weiblichen Bildnisse, die immer dieselbe junge Dame darstellen, sind

im Grunde Variationen über das große Thema des Weiblichen und kommen mir immer wieder wie Studien für die Gestalt vor, in der auch dieser protestetantische Maler den Inbegriff des Liebfraulichen zu empfinden scheint: für die Mutter des Heilands. Das braucht nicht bewußt zu sein und ist es wahrscheinlich auch nicht, es interessierte im einzelnen Falle offenbar vielmehr eine Beleuchtungsaufgabe, wie sich etwa die Frauengestalt vor dem Lichte ausnimmt, das durch eine Fenstergardine fällt oder dergleichen, aber was an Wirkung bleibt, ist der Eindruck, ein Stück vom Wesen des Weiblichen im Lichte der Kunst, nämlich durch die Augen und die Seele eines Künstlers geschaut zu haben, den schließlich doch nicht vornehmlich die Damengarderobe interessirt hat. Sehr bezeichnend für diese im Grunde recht unnaturalistische Bildniskunst Uhde's ist sein Portrait des Schauspielers Wohlmuth, den er im Studium einer Rolle gemalt hat. Es ist ein Portrait, aber es ist zugleich mehr. Es ist ein Blick in das Wesen des Mimen, eines Menschen, der mit Aufgebote allen Fleißes, aller Kraft, allen Verstandes, allen Temperaments in einer Rolle verschwinden und doch im Grunde sich manifestieren will. Dies Bild sagt unendlich mehr vom Schauspieler aus, als alle Rollenphotographien und auch als alle jene Schauspielerportraits, in denen der Portraitierte mit seinem Bestreben, als Charakterkopf auf die Nachwelt zu kommen, den Künstler augenscheinlich gezwungen hat, mehr oder weniger gut posierende Eitelkeit, also nur einen Teil des Schauspielerwesens, zu verewigen. Ein großer Teil der Portraitkunst, und man kann sagen: der beliebteste, besteht ja darin, einen Menschen so zu malen, wie er nicht ist und aussieht, sondern wie er sein und aussehen möchte. Von den Repräsentationsbildern der Fürsten bis zu den Geburtstagsbildern wohlhabender Bürger, die Portraits der werten Frauen und Töchter eingeschlossen, ist es

immer das gleiche Spiel: Werkeltagsmenschen in Sonntagsstaat mit dazu arrangierten Gesichtern. Ganz anders macht es bekanntlich Lenbach. Er macht es umgekehrt. Er kümmert sich durchaus nicht darum, wie sein Modell (man mag manchmal Opfer sagen) aussehen möchte; ja er kümmert sich nicht einmal sehr darum, wie es aussieht, sondern: er giebt eine wundervolle malerische Psychologie des Portraitierten. Aber er verfährt dabei etwas gewaltsam. Ihm liegen nur die irgendwie Großen, er will immer ein Monument aufrichten. Ist einer zu klein dazu, und Lenbach kann den Auftrag nicht ablehnen, so merkt man fast seinen Zorn, und er ironisiert dem Opfer eine Größe an, die es gar nicht hat. Immer aber, vielleicht nur mit Ausnahme der besten Bismarckportraits, steht der Malende im Interesse des Betrachtens vor dem Gemalten. Man sagt, wenn man so ein Bild sieht, nicht: Schau, da ist der X, sondern: Ah, da ist ein Lenbach! So malt, und das macht ihn verehrungswürdig und zeigt seine Größe, Lenbach seine Lust am Großen. Das ist auch der Grund, weshalb seine Frauenbildnisse innerlich meist sehr schwach sind. Die Größe der Frau, die zumeist im Gefühl liegt, steht ihm fern, das Liebenswürdige liegt ihm nicht. So ist auch darin Uhde sein großer Gegensatz. Das Intime, das Gefühlsstarke ist sein Gebiet. Außer dem Schauspieler hat er (das kleine Pastellportrait Liebermanns ausgenommen) kein männliches Portrait gemalt, und seine männlichen Gestalten, worauf sein Christus, haben nichts Gebieterisches, Thatentrotziges, sondern etwas Hingebendes, Duldendes, Weiches.

Damit bin ich, indem ich die „Armeleutbilder" übergehe, da sie in seinen religiösen Bildern sich unter einem höheren Gesichtswinkel wiederholen, bei seiner Evangelienkunst.

Wenn man die christlich-kirchliche Kunst von ihren Anfängen bis

zu ihrem Ende (denn sie ist vorbei) überblickt, so erstaunt man über die Wandlungen, die der künstlerische Ausdruck der christlichen Kirchen durchgemacht hat. Man erstaunt mit Unrecht. Die christliche Kirche war etwas Lebendiges, und Lebendiges wandelt sich in seinem Ausdrucke Tag für Tag. Nur das Tote verharrt. Und was wir heute als Schablone überkommen haben und in kirchlichen Händen als ein unantastbar unwandelbares an kirchlicher Kunst gehütet sehen, ist die Totenmaske der christlichen Kunst. Aber wenn auch die christliche Kirche längst nicht mehr allein das Leben beherrscht, wenn sie auch längst nicht mehr lebendig ist in dem Sinne einer obersten, alles durchdringenden Lebensmacht, so ist doch das Christentum nicht tot. In seinen beiden stärksten Feinden von heute, im Radikal-Aristokraten Nietzsche und in der Sozialdemokratie spüren wir seine bewegende Macht sehr deutlich, und das innerlich unchristlichste sogar, der moderne Staat, muß sich christlich nennen. Wir sind nicht allein in Christo getauft, sondern in Christo geboren; in ihm leben, weben und sind wir, auch wenn wir in gar keine Kirche gehen. Selbst, wenn wir uns „Wir Immoralisten" nennen. Selbst, wenn wir schon an einen neuen Heiland, neue Tafeln glauben. Denn das Christentum sitzt uns im Blut. Es muß erst einer kommen, der eben so groß ist, wie der Liebesmann von Nazareth, es muß erst wieder ein ganz Großer sich hinmorden lassen, eher werden wir nicht entchristianisiert. Es ist immer eine Art Golgatha nötig zur Schwellenbildung zwischen zwei Weltanschauungsperiode. Kein Zweifel, daß unsere Zeit nach diesem neuem Messias ruft; an Johannessen ist jetzt schon kein Mangel; aber andrerseits müßte man blenblind sein, wie die liebe Mittelmäßigkeit, wollte man nicht bemerken, daß gerade jetzt, in dieser Zeit der Sehnsucht nach neuen Werten sich viele Seelen mit großer In-

brunst rückwärts wenden. In Frankreich haben wir unter den Künstlern den Neukatholizismus, eine ästhetisch-psychische Schwarmgeisterei, die vielleicht nicht sehr tief geht, aber ganz gewiß auch keine bloße Spielerei ist. In Deutschland, wo die Kunst keine führende Stellung hat, haben wir allerlei unkirchlich christianisierende Strömungen ideologischer Art. Man denke an den merkwürdigsten aller Husaren, an Herrn v. Egidy. Der Gardereiter Uhde ist aus derselben Generation, aus demselben Milieu. Er steht auf einer sehr viel höheren Stufe, als sein früherer Regimentskamerad, aber er ist im Grunde eine Symptomerscheinung für dieselbe Bewegung.

Auch in ihm lebt Christus als der Inbegriff alles Hohen, Harmonischen, Friedewirkenden, aber eng dabei steht die Ueberzeugung, daß dieser Christus nicht mehr derselbe ist, den Staat und Kirche den ihren nennen. Es ist nicht mehr der naive Glaube, der beseligt, weil er ein Geschenk ist, über das man nicht denkt, sondern es ist eine Liebe, die man sich gewann, nachdem man den Glauben verloren hatte, eine Verehrung, die nicht blos aus dem Gefühle, sondern auch aus dem Denken kommt. Kein beglückender Tausch! Der Zwiespalt unserer Zeit gährte ihn herauf.

Bei Ideologen und Denkdilettanten, wie Herr von Egidy einer der verehrungswürdigsten ist, wird aus solchen Seelenzuständen der Eifer des Predigers geboren, bei Künstlern von der Tiefe Uhdes setzt er sich in Kunst um. Damit ist ein Unterschied gegeben, der die beiden himmelweit trennt, ganz abgesehen von ihrer verschieden großen geistigen Potenz. Jener lehrt, dieser schafft. Jener will überzeugen, dieser will ergreifen. Jener ist ein Dichter, dieser ist ein Seher.

Und nun der Unterschied an blendender Bedeutung. Es ist nichts neues, weder was Herr v. Egidy denken, noch was Uhde fühlen läßt,

aber Uhde hat für sein altes Gefühl eine neue, ergreifende Form gefunden, während der streitbare Oberstleutenant nur durch den Zufallscontrast zwischen seiner Person und seinen Idealen wirkt. Beide werden den Gang der Entwickelung, der aus dem Christentum herausführt, nicht aufhalten, aber Uhdes Evangelienkunst wird, weil sie keine blos persönlich gefärbte Wiederholung ist, bleiben und wirken, wenn sich jener Umschwung schon vollzogen hat. *Sie wird bleiben als der letzte groß-künstlerische Ausdruck des Christentums und zugleich als der Ausdruck der Uebergangszeit aus dem Christentum in eine neue Weltanschauung.*

Dies beides ist in ihr: Der alte schöne Glaube und die neue, wirre Zeit. Damit hat sie das Fühlen unserer Tage grandios ins Bild gefaßt.

Alles, was an ihr auffällt, alles, was in ihr anzieht oder abstößt, entspringt diesem tiefen Grunde ihres Wesens. Wer dieses nicht fühlt, kann diese Kunst nicht begreifen. Er wird sich ewig am „Anachronistischen" stoßen, sei es, daß er als kirchlich befangener Christus nicht zwischen modernen Proletariern, sei es, daß er als modern befangener heutige Proletarier nicht in der Gegenwart des Heilands sehen mag.

Es ist im Grunde eine Folge unseres horizontlosen Parteidenkens, daß Uhdes Evangelienmalerei in ihrem ganzen Wesen so wenig begriffen worden ist. Nur aus ihm ist es zu erklären, daß man ihn für einen Blasphemiker erklären und als einen Sozialisten teils brandmarken, teils in Anspruch nehmen konnte. Daß er einfach und ohne jeden Nebengedanken ein christlicher Maler seiner Zeit ist, wie Dürer, Raphael, Rembrandt christliche Maler ihrer Zeit waren, sah man nicht, weil man entweder blos die Kirche oder blos die Zeit im Auge hatte. So ist auch er im Grunde der Märtyrer einer Uebergangszeit, und

nur die vermögen ihn ganz zu erfassen, die in sich selber jenen Zwiespalt fühlen, den diese Kunst widerspiegelt.

Die aber gewinnen eine tiefenklare Freude aus dieser Kunst, die die Sehnsucht nach Erlösung zum Inhalt und den göttlichsten Sichselbstgeber unter allen Menschen zum Helden hat. Das nazarenische Ideal ist hier vielleicht zum letzten Male von einem germanischen Künstler aufgerichtet worden. Wer sich von ihm schon so ganz frei gemacht hat, daß ihm das Kreuz von Golgatha nur noch eine schaurige Curiosität ist, wer schon so ganz und aus freier Tiefe dionysisch empfindet, daß er über den Schatten dieses Kreuzes, der in unsere Zeit noch schwarz genug hineinragt, hinweg in die Gefilde einer neuheidnischen Zukunftsseligkeit sieht, — wohl ihm, wenn er den von künftigen Bechern Berauschten nicht blos spielt. Wir wollen es ihm nicht verdenken, wenn er den leidenden Helden und die leidende Zeit Uhdes nicht mag. Wir aber, die wir uns geprüft haben und wissen, daß wir immer noch, wenngleich von neuen Sehnsüchten angefaßt, an ihm hängen, wir werden den Meister aus ganzem Herzen lieben, der ihn uns ein letztes Mal unter uns gezeigt hat. Ich denke, wir werden ihn auch dann noch lieben, wenn wir dazu kommen sollten, jene berauschenden Becher einer dionysischen Zukunft zu trinken, wie wir ja auch die Meister lieben die uns das neue Reich schon jetzt im Bilde zu zeigen vermögen. Arm ist, wer nur Einen lieben kann.

Die heiligen drei Könige des Elends.

Ueber einem Häusel, ganz weiß beschneet,
Golden ein flimmernder Funkelstern steht.

Weiß alle Wege, die Bäume alle weiß,
Milde des goldenen Sternes Gegleiß.

Gelb aus dem Fenster ein Lichtschein schräg
Ueber das Gärtchen, über den Weg.

Sieh, da über den Feldweg quer
Stakt ein steingrauer Alter her;

Ganz in Lumpen und Flicken getan,
Und hält vor dem Hause an.

Haucht in die Hände und sieht sich um,
Blickt zum Sterne und wartet stumm.

Kommt von der andern Seite an
Wieder ein alter, zerlumpter Mann.

Geben sich beide stumm die Hand,
Starren zum Sterne unverwandt.

Kommt ein dritter und grüßt die zwei,
Raunen und tuscheln und deuten die drei.

Blicken zum Sterne, blicken zur Thür;
Tritt ein bärtiger Mann herfür:

„Kamt in Mühen und Sehnen weit;
Geht nach Hause! Es ist nicht die Zeit..."

Senken die Köpfe die drei und gehn
Müde fort. Es hebt sich ein Wehn,

Hebt sich ein Stürmen, Wirbeln, Gebraus,
Und der goldene Stern löscht aus.

Vision des Geißlers.

Mit Singen und mit Beten
Hin zum Altar getreten
Qualfreudige Asketen.

Wir stehn vor Grabesthoren,
Wir sind dem Tod geboren,
Das Leben ist verloren.

Hört, wie die Heiden singen!
Wie ihre Becken klingen!
Seht, wie die Nackten springen!

Sie tanzen in der Sonnen
Um einen grünen Bronnen,
Draus kommt rot Wein geronnen.

Der rote Wein vergossen,
Die nackte Lust genossen,
Mit Stöhnen wild beschlossen.

Blut strömt am Himmelsrande,
Sie liegen tot im Sande,
Ihr Leichentuch die Schande.

Wir schreiten auf den Leichen,
Wir Seligen, wir Reichen,
Blut strömt von unsern Streichen.

Licht in der Nacht.

Ringsum dunkle Nacht.
Hüllt in Schwarz mich ein.
Zage flimmert gelb
Ferneher ein Schein.

Ist als wie ein Trost,
Eine Stimme still,
Die dein Herz aufruft,
Das verzagen will.

Kleines, gelbes Licht,
Bist mir wie der Stern
Ueberm Hause einst
Jesuchristis des Herrn.

Und da löscht es aus.
Und die Nacht wird schwer.
Schlafe, Herz, du hörst
Keine Stimme mehr.

Das Kreuz.

Jüngst war ich auf einem Trödelmarkt
Und sah was das Leben zusammenharckt
Auf dem großen Gerümpelhaufen:
Lumpen und Plunder, Geraffel und Tand,
In Schmutz und Scherben allerhand;
Wer Geld hat kann sichs kaufen.

Da unter altem Gerüſt und Gerät
Hab ich ein hölzernes Kreuz erſpäht.
Zwei Hände lang wars, aus Fichtenholz ſchlicht;
Ich machte mir gleich ein rührſam Gedicht,
An welcher Andachtsſtätte
Es einſt gehangen hätte.
Dacht eine Bauernſtube mir,
In der's die dürftige fromme Zier
Vielleicht geweſen wäre;
Hing in der Eck an der weißen Wand,
Und manche harte Bauernhand
Schlug vor ihm ihre ſchwere
Bekreuzung über Bruſt und Geſicht.

So dacht ich, aber 's war ſo nicht.

Denn ſieh, als ſchärfer hin ich ſah:
Am Querholz war ein Einſchnitt da,
Und, als ich leicht darauf gedrückt,
Hat ſich ein Dolch heraus gezückt.
Erſchrocken ſchier ſah ich das Eiſen
Des Kreuzes in der Sonne gleißen.

War eine Blutrinn eingeſchnitten,
Und dieſes las ich ihr inmitten:
Kreutz und Meſſer Aines worden
In der Meſſerkreutzer Orden.

Schlecht bin ich leider nur beſchlagen
In Wiſſenſchaft aus alten Tagen,

Auch konnte, wie ich um mich that,
Mir keiner sichere Kunde sagen,
Was für ein Orden es gewesen,
Der Kreuz und Messer sich erlesen
Als Waffe und als Namen hat.

Doch hab das Kreuz ich mitgenommen
Und geb es, wenn sie zu mir kommen,
Als Rätsel gerne denen auf,
So da gehören zu den Frommen.

Mir scheints, als obs ein Sinnbild wäre
Für jenen wundersamen Lauf,
Den des Erlösers milde Lehre
Von Golgatha bis heut genommen.

Der Vögel Vorgesicht.

Auf einem Baume, träumt ich, saßen drei
Ganz kleine Vögel, rot und grau und grün,
Mit schwarzen Schnäbeln, und sie zwitscherten.

Ich stand am Stamm des Baums und hörte zu,
Und ich verstand genau den Sinn des Sangs.
Und in mir blieb der Sinn.

Der Rote sang:
Katûh! Katûh! Es blaßt der Sommer schon;
Ich seh ein flammig rotes, grelles Licht;
Und alle schönen Vögel fliegen fort.
Katûh! O weh! Katûh!

Der Graue sang:
Tjo—it! Tjo—it! Die Flamme sinkt; es raucht;
Und unterm Rauche rasselts laut im Takt;
Nichts Buntes seh ich, und es klingt kein Lied.
Tjo—it! O weh! Tjo—it!

Der Grüne sang:
Tjûtoh! Tjûtoh! Die Luft ist wieder klar;
Aus grünen Aeckern steigt das freie Lied;
Und voller Blumen steht das ganze Land.
Tjûtoh! Tjûtoh! Tjûtoh!

Und alle drei
Vereinten sich im Gleichsang, und es klang,
Als käm von Zukunftschören dieses Lied:

Aus Blut und Rauch und leerem Lärm
Hebt sich im Glanz ein neuer Tag,
Und mit dem reinen Morgen kommt
Von allen Seiten bunt geschwärmt
Der schönen Vögel lichtes Volk.

Wie wenn ihr Lied sie in den Himmel höbe,
So flogen die drei kleinen Vögel auf.

Hoch, immer höher, flogen sie, bis schwarz
Die Nacht sich über meinem Scheitel wölbte.
Die kleinen Vögel aber, rot und grau und grün,
Als Sterne standen sie und leuchteten.

Nachts an die Nachtigall.

Oh du Nachtigall mit süßem Sang,
Liebesruferin in dunkler Nacht,
Kleine Brust, von Seligkeiten bang,
Seele, die in Sehnsucht schluchzend lacht,

Flöterin aus dunkeltiefem Grund,
Warum macht dein Lied das Herz mir schwer?
Ach, ich fühls, noch immer ist es wund,
Dieses Herz, und duldet viel zu sehr.

Schlägt noch nicht im eigenen Genuß,
Liegt noch immer in der Sklaverei,
Daß es allem Leide frohnden muß,
Bebend lauschen jedem Weheschrei.

Wärs wie du und fühlte nur die Luſt
Und die Schönheit dieſes Lebensdrangs,
Seiner Sehnſucht ſtürmiſch nur bewußt
Und der Fülle eigenen Geſangs,

Wärs wie du oh ſüße Nachtigall,
Glücklich wär dies Herz, und all ſein Schlag
Wäre wie Gebet und Glockenſchall
Zu der Sonne und dem lichten Tag.

F.V

Arnold Boecklin.

Zu den lehrreichsten und kurzweiligsten Büchern, die noch einmal geschrieben werden sollten, gehörte ein Werk, das den Titel hätte: Kompendium der kritischen Irrtümer. Es wäre ein tragikomisches Buch, ein Buch zum Lachen und Weinen, eine Anekdotensammlung als Anklageschrift. Die Kunstrichter als Angeklagte, angeklagt mit ihren eigenen Worten, und als Verdikt ihnen vorgehalten das langsam aus reicherem Empfindungsvermögen aufgeblühte Urteil einer verspotteten Minderheit, das bald zum Urteil der großen Mehrheit aller Urteilsfähigen wurde. Man würde einige Verwunderung bei Lektüre dieser curiösen Distelsammlung erleben, denn man würde mit Erstaunen unter den Prügeln, die großen Meistern von großen Aburteilern in den Weg geworfen worden sind, Aussprüche von hochgewürdeten Zunftheiligen finden, die heute mit vielem Eifer und dem ganzen Gewichte ihres amtlichen Ansehens für eben jene Künstler eintreten, die sie ehedem so schnell und sicher mit ein paar Worten der Schule abthun zu müssen glaubten. Der Erfolg bekehrt selbst Geheimeräte.

Aus neuerer Zeit würde neben dem Namen Richard Wagners in erster Linie der Arnold Böcklins zu nennen sein als einer, der lange am Marterpfahl aburteilenden Unverstands gehangen, um den herum der wilde Lärm des Spottes, der Geringschätzung und des Verdammens getobt hat, des Verdammens im dreimalheiligen Namen der „Schön-

heit", die man gerne in das Gehege einer engherzigen, greisenhaft horizont-bedrückten Verstandesauffassung zwängen wollte.

Ein Gang durch Dickicht und Dorn: das war der Weg des Meisters von Zürich, aber sein Auge kehrte sich weder an das Dickicht der Neunmalweisen, die mit a und b und c bewiesen, daß er ein Schänder der Schönheit sei, noch an die Dornen des Hohnes der schnellfertigen Redner vom Tage, die jene Kathedersprüche gelehrig auffingen und für ihr Publikum mit billigen Witzen verbrämten.

Sein Auge sah die Schönheit, — wie hätte es sie sehen mögen?

Freilich, ein bittrer Gang trotz alledem, dieser Weg ohne verständnisfreundlichen, herzlichen Zuruf, dieser Weg nach dem Neuen, Hellen durch die Dunkelheit. Denn wenn das Herz des Künstlers auch stark ist in dem klaren, warmen Zielgefühl schöpferischen Triebes: die Anerkennung ist auch dem kräftigsten Künstlergeiste unentbehrliches Bedürfnis. Wol schafft er, der edelste Triebmensch, aus sich heraus und nur für sich, sich zur Erlösung und sich zum Genügen, aber außer der Wärme seines Herzens bedarf er auch der Wärme der Sonne, der Wärme von außen, die ihm aus fröhlichem Verständnis wird.

Ohne Vorsicht, ohne Bedenken streut der Künstler, der große Verschwender, (auch darin eine Muttergabe der Allverschwenderin Natur bewährend), seine Körner aus, und er sieht nicht hin, ob der goldene Regen in verkalkte Herzen oder auf warmen Nährboden fällt; er sucht die Gunst nicht, noch bettelt er gar darum, aber wenn ihre lebendige Flamme ihm aus schneller, heißer Regung entgegenschlägt, ein Freudenfeuer, ein Zeichen dafür, daß er ein Herz hell gemacht mit seinem Lichte, so ist ihm höchster Herzenslohn geworden. Am Lob, an jenem wohlwollenden Aufdieachselklopfen der kühlen viel zu kühlen

liegt ihm wenig; das mag wohl auch erfreuen, weil es zeigt, daß der Pfeil der Schönheit selbst dicke Häute zu durchdringen weiß, aber es fördert nicht. Nur wo Wärme Wärme erzeugt, hat sie sich genug gethan, und an einem entflammten Herzen entzündet sich die segnende Fackel noch einmal zu helleren Bränden.

Für Böcklin war Graf Schack in München einer der ersten, der den Verkannten innerlich stärkte durch lebhaftes, warmes Anerkennen, und er war der erste überhaupt, der auch äußerlich wirklich half. Niemals darf ihm dies Verdienst vergessen werden, ob auch manches darauf hindeutet, daß er den Meister in seiner ganzen Bedeutung noch nicht verstanden hat. Aber schon zu dem Bekennen einer Ahnung dieser Größe gehörte Mut und Herz in einer Zeit, da man einer leerschönen Aeußerlichkeit anhing und noch kein Gefühl hatte für das innerlich Schöne des Charakteristischen, für die kühne Poesie einer Malerei, die den Blick nicht allein auf Farben und Formen, sondern in die Seele zu lenken sich vermaß.

Das war es ja, weswegen Böcklin so hart zu kämpfen hatte mit seiner Zeit: seine neue Schönheit, die Schönheit der innerlichen Erfüllung mit eigenster Poesie.

Es war eine Zeit der Eigenartlosigkeit, eine gemächliche und behutsame Epigonenzeit in jeder Kunst, da noch nicht der Trieb des Individualismus in den Künstlerherzen gährte und drängte nach dem Einen und Höchsten: sich selber schrankenlos auszuleben.

Jene Zeit nannte sich zwar eine idealistische, weil sie für kräftige

Sinnlichkeit keinen Sinn besaß, und doch ging ihr künstlerisch die Form über den Inhalt, der schöne Leib über die lebendige Seele. Ihr Auge war, um mit Friedrich Nietzsche zu reden, noch nicht intellektual gemacht. Eines vor allem fehlte ihr: der Wille zum Ich, die fröhliche Selbständigkeit, die künstlerische Ueberzeugung, daß jedes Kunstwerk gering und hinfällig sei, das nicht in sich die Seele seines Schöpfers trägt, eine ganz kühn-eigene Seele.

Da kam Böcklin, der erste kräftige Individualist, der rücksichtslos sein höchst persönliches Sehen und Fühlen betonte: nach einer ungezählten Schar von Lehnseelen der erste souveräne Künstler.

Ehedem suchte man im Anklang an das Philosophenwort „an sich" die Schönheit, die Wahrheit: Böcklin wagte es, seine Schönheit, seine Wahrheit zu geben.

So kam er also aus der Gegnerschaft des Pseudoidealismus jener Zeit in die Gegnerschaft des Realismus, der künstlerisch unsere Tage beherrscht?

Insoferne dieser Realismus wie jener Idealismus aus Mißverstand und Uebertreibung seines Grundsatzwortes besteht, gewiß, und wir haben es erlebt, daß ein besonders lauter Wortführer der „Richtung" erklärte, nicht eher etwas an der Böcklinschen Kunst finden zu können, als er nicht einem Centauren Unter den Linden in Berlin begegne. Aber gerade eine so mächtige und so eigene Erscheinung wie die Böcklins, macht uns mißtrauisch gegen prinzipielle Schlag- und Schulworte. Gerade aus der Betrachtung einer so rein künstlerischen Wesensart mögen wir lernen, daß radikale Grenz- und Zielbestimmungen des Künstlerischen nach der Seite irgend einer absoluten Anschauung hin hinfällig sind gegenüber dem frei schöpferischen Ingenium, das Ziel

und Grenze in sich fühlt ohne Rücksicht auf begrifflich von anderen dekretierte Grenzen und Ziele.

Als Vertreter dieser schulfeindlichen Anschauung in Dingen der Kunst kann ein Mann zitiert werden, dessen Name gerade zum Bannerwort einer Schule geworden ist, und der auf den ersten Blick wenig Gemeinsames mit dem Meister von Zürich hat: der Meister des französischen Naturalismus, Emile Zola. „Ich zolle meine tiefste Bewunderung den wahrhaft individuellen Werken, denjenigen, die wie auf einen Wurf aus machtvoller Hand hervorgingen und nur aus dieser hervorgehen konnten", sagt er einmal, und dann weiter: „Ich bin für keine Schule, weil ich für die Wahrheit bin ... Ich verlange, daß man was Lebendiges schaffe, daß man selbst lebendig sei, daß man mit einem Worte schöpferisch wirke und nur seinen eigenen Augen traue und nur seinem eigenen Temperamente gehorche ... Was ich in einem Bild vor allen Dingen suche, ist ein Mensch, nicht eine Abbildung. Das Wort „realistisch" hat hier für mich garnichts zu bedeuten, denn ich erkläre, daß ich die Wirklichkeit dem individuellen Temperamente unterordne. Schafft wahr, und ihr habt meinen Beifall, schafft insbesondere individuell und lebendig, und ihr habt meine Bewunderung."

In diesen Worten ist der Grundsatz aller ächten Kunst ausgesprochen, der Grundsatz von der individuellen Wahrhaftigkeit. Das ist unsere realistische Forderung: wir wollen das Gefühl einer Wirklichkeit haben aus der Seele eines schöpferisch begabten Menschen. Vielleicht deckt sich diese Wirklichkeit nicht mit derjenigen, die wir sehen und fühlen, vielleicht berührt uns dies Wirklichkeitsbild fremd; wenn es uns indeß glaublich gemacht wird vermöge einer organischen Schöpferkraft, so gilt sie uns als wahr und ist künstlerisch lebendig.

Eine solche Wirklichkeitstäuschung ist aber selbstverständlich nur mit Mitteln möglich, die aus der Requisitenkammer der Natur genommen sind. Es ist ein Gemeinplatz, zu dessen Erfassung ebensowenig ein prinzipienbeschränkter Realismus nötig ist, als ihn irgend welche „idealistische" Ueberdestilliertheit umzuwerfen imstande wäre: Einziges Vorbild und Gesetz ist dem Künstler die Natur. Denn, wenn er auch ein Schöpfer ist, so ist er doch kein Gott, der aus dem Nichts schafft. Er hängt von dem Geschaffenen und seinen Gesetzen ab; die Natur ist ihm Ziel und Mittel in Einem. Nur gilt es, diesen Begriff Natur nicht zu enge zu fassen.

Die falschen Idealisten, die man besser Konventionalisten oder Schönheitsfanatiker nennen mag, begrenzen ihn, was seine künstlerische Auswertung anlangt, zu Gunsten eines abstrakt erfundenen Schönheitsbegriffes, und die falschen Realisten, die Fanatiker des Augenscheinlichen, die Sinnlichkeitsbeschränkten, verengen ihn auf das Gebiet des äußerlich Beweisbaren. Daß der, sagen wir in diesem Sinne: naturalistische Grundsatz aller Kunst so weit ist, wie die Natur selber, leugnen beide in majorem scholae gloriam.

Das Resultat ist bei beiden eine Verirrung ins unkünstlerisch Abstrakte: die einen jagen einer absoluten Schönheit, die andern einer absoluten Wahrheit nach.

Der große, naive und souveräne Künstler kehrt sich weder an die eine noch an die andere. Was ihn bewegt, erfreut, erschüttert, drängt ihn zur Gestaltung im Kunstwerke; er legt die Regungen seiner Seele, die Reize, die seine Sinne empfunden haben, in ein Bild, in ein Gedicht; für seine Erlebnisse, seien es solche seelischer oder sinnlicher Art, schafft er sich und wem es beliebt sie anzuschauen, eine sichtbare Welt. Ja, wahrlich, es kümmert ihn weder Schönheit noch Wahrheit,

es kümmert ihn nur ein Reiz, den er empfindet und der ihn zum Schaffen drängt.

Mit seiner Natur hat er ihn aus der Natur seiner Umgebung empfunden, mit seiner Natur und aus der ihn umgebenden Natur heraus schafft er ihn zum Bilde um.

Die Gesetze der Natur sind streng und offenbaren sich, ihm selbst vielleicht unbewußt, nur dem feinsten und kräftigsten Geiste, aber sie gewähren unendlichen Spielraum. Sie kehren sich nicht an konventionelle Schönheitserfindungen, die vielleicht frühern Geistern gemäße Ausdrucksmittel waren, sie kehren sich auch nicht an irgend welche Grenzabsteckungen, die beschränkteren Ingenien maßgebend sind, sie sind rücksichtslos, denn sie sind eben Naturgesetze.

Da das seelische Leben des Menschen auf den nämlichen natürlichen Grundlagen beruht, wie das sinnenäußere, so ist natürlicherweise kein Grund vorhanden, warum der Künstler das Seelenleben nicht auch nachschöpferisch darstellen, in eine künstlerische Welt sichtlich hineinschaffen sollte. Je mehr ächte, gesunde Naturkraft in ihm steckt, um so ächter, gesunder wird er sie auch hier verwenden können. Organisch weiterbildend kann er mit ihr machen, was ihm beliebt.

So schafft Böcklin. Er malt die Natur nicht ab, er malt der Natur nach. Manche Farben und Dinge auf seinen Bildern werden in der Wirklichkeit nicht erschaut, sie wären also nicht realistisch im strikten Schulbegriffe, aber von irgend welchem Idealisieren, von irgend welchem Schönermachen, irgend welchem Bemühen, sie landläufigen Schönheitsbegriffen näher zu bringen, ist auch nichts zu spüren.

Böcklin repräsentiert das Naturschaffen ohne jede Rücksicht. Mit genialer Verwegenheit setzt er Gebilde in künstlerisches Leben, die das

Schöne zuweilen durch charakteristische Eigenart, strotzende, stürmische Kraft ersetzen.

Die Folge davon ist, daß er schwachen Nerven, verbildeten Augen, die am Alten kleben, schädlich wird, indem er den hohlen Schönheitswahn seraphischer Seelen mit Werken anrennt, die ihnen den Eindruck künstlerischer Grobianismen machen. Was aber wie Grobheit wirkt, ist eben die Wahrheit, die Natur. Denn die Natur ist nicht immer fein und kennt kein Komplimentierbuch, auch ist die „Kunst mit Menschen umzugehen" nicht eigentlich ihr Zweck; dagegen ist die Kunst, mit der Natur umzugehen der Inhalt aller Künste, — auch der Lebenskunst.

Schon die wahrhaftige, ungeschminkte Darstellung der sinnlich wahrnehmbaren Wirklichkeit wird ja noch immer von vielen als naturalistische Versündigung am Heiligtum der „Schönheit" empfunden; wie nun gar, wenn einer wie Böcklin selbst die Phantasie, die furchtsam zwischen Rosendüften und Nebelflören gehütete, ihres traditionellen Talmischmuckes zu berauben wagt und sich vermißt, sie in ihrer gefährlich nackten Natürlichkeit darzustellen, bald wundersam leuchtend, blendend, schillernd, bald aber auch düster, verzerrt, peinigend im Phosphorglanze des aus tiefsten Tiefen heraufauchenden Sonderbaren.

Und doch wissen wir alle von solchen Gesichten, nur, daß wir blos im Traume erleben, was diesem Meister zum Erlebnis wird in seinem taghellen Schaffen.

Einen Realisten des Innenlebens möchte man darum Böcklin nennen, den Realisten des Traumbildes.

Seine Bilder haben in der That fast stets, auch da, wo sie sich durchaus auf „realem" Boden bewegen, etwas Traumfarbiges. Es

liegen immer seelische Reflexe aus dem Reiche des schnell vorüberhuschenden, zerflatternden Traumlebens auf ihnen. Das Auge des Wundersamen, Ahnungsvollen blickt uns groß aus ihnen an. Sicherlich wäre es abgeschmackt, zu meinen, Böcklin male uns allmorgendlich die Träume seiner Nacht auf die Leinwand; es ist offenbar sein Tagesauge, das aus der hellen Wirklichkeit diese traumhafteigenen Stimmungen herausseht, und gewiß fabuliert er mit schaffendem Bewußtsein seine unglaublich glaublichen Mischwesen, aber doch: all diese verblüffenden, anfangs wohl fremd und dann ganz wohlvertraut anmutenden Farben, diese Lichtblicke, Sonnenschimmer, Wolkengebilde, diese aus saftigem Grün stürmisch herausleuchtenden Blüten, diese Töne in der Luft, diese bald bebenden, bald starren Lichter, all das ganz unsagbar Seelische, abstoßend Haftende, entfliehend mit sich Ziehende, das auseinander Wehende und wie im Verscheiden einen letzten Blick voll Unvergeßlichkeit Spendende, — es wirkt wie ein Traum.

Es ist durchaus nicht blos das Zügellose der Böcklinschen Phantasie, das den Gedanken an die schnell werdenden und schnell verschwindenden Gebilde des Traumes anregt, es ist keineswegs nur das Extravagante, oft bis zum Verzerrten Gesteigerte, sondern gerade auch zuweilen das überhell Klare, Sonnige, das unbeschreiblich Seelische, selig Schöne. Die tiefe Sehnsucht der Menschenbrust öffnet zuweilen im Traum ihre Blüte, und aus ihrem Dufte weben sich Bilder von einer heiteren Heiligkeit, die einen Augenblick innig hell beglückt, dann leise vergeht. Gerade dieses höchste Augenblicksglück, das uns wie aus einer innersten dunkel immer von uns geahnten, aber nur in seltenen Gnaden hell sich offenbarenden Seele begrüßt, gerade dies ruht in sonderbar weichem Glanze auf einigen Bildern des Meisters von Zürich und gerade auf denen, die aus sichtbarer Realität genommen sind.

Dann wiederum die halbgroteske und doch organische Ineinanderbildung von heterogenen Erscheinungsformen der Tierwelt, dies abenteuerliche, bald komisch, bald furchtbar wirkende Verschmelzen von verschiedenartigen Lebewesen; auch das ist dem Traume eigen.

Die Poesie des Ungewöhnlichen, innerlichst Seelischen, dessen, das uns nur selten bewußt wird, ist es mit andern Worten, was Böcklin in seinen Bildern festhält. Es ist Feiertagsnatur, gesehen mit den Augen eines Sonntagskindes. Selbst das Gewöhnliche wird auf diesen Bildern fabelhaft. So das Walddunkel im „Heiligen Hain mit dem Einhorn". Außer dem gehörnten Fabeltier ist nichts Spukweltliches auf diesem Bilde, und doch ist das Dunkel voller Märchenleben. Denn nicht einen dunkeln Wald hat der Meister gemalt, sondern das von Menschenschauern mit geheimnisvollen Gefühlen durchwobene, den einsamen Wanderer beängstigende Walddunkel voll tausendfältigem Atmen, Wispern, Flüstern. Der Schrecken des Waldes ist in dem Bilde, dieses Drohende, das uns treibt, schnell wieder ins Licht zu eilen.

Aehnliches gilt von der „Nymphe an der Quelle".

Hier ist es aber gerade das Gefühl des Heimischseins im Walde. Hier leben wir selbst mitten im Märchendunkel, hören und verstehen das Traumgewisper in den Blättern, hören und verstehen, was die Quelle aus der Tiefe murmelt, und die taghelle Wirklichkeit schaut nur von ferne herein durch die buschigen Rahmenöffnungen des Laubholzes.

So malt dieser Meister seine Seele in die Natur. Aber: ist es

nicht wunderbar, daß es uns scheint, als wohnte die unsere in diesen Bildern? Woher kommt das?

Zum Teil liegt es in den Böcklinschen Vorwürfen, in ihrer großartigen Einfachheit und dann in der ebenso großen, ich möchte sagen volksliedartigen Naivetät ihrer Durchführung.

Das Thema Böcklins ist meist so einfach und groß, wie der Hauptsatz eines alten Meisters deutscher Musik, so einfach und groß, wie die Anschauungstiefe der dichtenden Volksseele.

Ein großes, einfaches Gefühl wird angeschlagen; das liegt über dem Ganzen ausgebreitet als Grundstimmung, die auf den ersten Blick ins Herz tönt. Erst wenn wir näher hinschauen, sehen wir die Fülle von Nüancen, die dieser großartig einfache Vorwurf unter Meisterhänden gewann. Aber diese Nüancen zerfasern nicht den Kern, sie setzen ihn nur in Helligkeit von allen Seiten.

Es sind, wenn man es recht betrachtet, die Grundgefühle des menschlichen Herzens, die Böcklin verbildlicht, die gewaltigsten, weil sie die elementarsten sind, Reflexe eines naiven Blickes in die wandelreiche In- und Um-Natur des Menschen.

Der Blick ist klar und scharf, aber das Gefühl durchbebt ihn mit dem Hauche des Phantastischen.

Schauen und fühlen nicht so Naturvölker und einzelne Naturmenschen? Ist nicht all das naive Fabulieren ursprünglicher Poesie, dieses immer gestaltende Verlebendigen des Leblosen, dies Durchseelen des Stoffes ganz ähnlich Böcklinscher Art? Man betrachte einmal daraufhin Volkssagen, die die Natur zum Hintergrund haben. Es ist durchaus dieselbe Art, dieselbe Mischung von festerfaßter Wirklichkeit mit wehenden Schauern, die die Maaße ins Riesige treibt, — es ist dämonisch angeschaute Wirklichkeit.

Und darum, weil das Empfinden unserer Zeit, entgegen dem Empfinden der letzten Epochen, sich zum Natürlichen, Naiven zurückzuwenden bemüht, darum wirkt jetzt auf uns der Meister von Zürich so warm und freundlich. In ihm steckt unverbrauchte Volksgemütskraft, Naturmenschentum, ein großer Herzschlag und ein unbekümmertes Fühlen: künstlerische Parsifalnatur. Wir glauben heute wieder gerne an so tiefe und doch klare Dinge, denn wir haben uns so lange vergeblich darnach gesehnt. Nun stehen wir entzückt vor Werken, die diese Sehnsucht erfüllt sein lassen. So lange haben wir in der Kunst immer nur stückweise Mensch und Natur genossen: da braust mit einem Male Mensch und Natur symphonisch in eins.

Sprechend tritt die Natur auf in der Zwiesprache mit Mensch und Tier und Fabelgeschöpf.

In ihren Reden, vom leisen Flüstern in maigrünem Grase bis zum brausenden Wellensange des Ozeans, tönen alle Seelenregungen des Menschen an und aus: die Liebe, der Haß, die Freude, das Leid, die stille Klage und der laute Groll, das tiefe Sinnen und der leichte Scherz, das warme Gefühl blutrauschenden Lebens und der zage Gedanke an den kalten Tod.

Und diese dämonische Natur kennt keinen Teufel. Heidnisch ist sie ganz und gar. Zwar hat auch Böcklin dem Christentum seinen Zoll gebracht, aber er kommt zu ihm wie der Gesandte eines fremden Landes mit anderen Göttern. Er legt seine Weihegeschenke nieder am Altar des Gekreuzigten, er fühlt, daß auch hier Größe und Tiefe ist, aber er betet nicht an. Und mit dem Kopfschütteln des Heiden, dem ein gekreuzigter Gott unfaßlich ist, geht er weiter.

In die Zukunft weisen seine Wege; nicht durch die Städte mit ihrem Schmutz und ihrer Qual: durch einsame Wälder, in die das Gold

der Sonne tropft, über abgeschiedene wilde Wiesen, auf denen das Gras und die Blumen keiner Sichel, sondern dem stillen, ausathmenden Welken entgegengrünen und blühen, durch Gärten, die weitab vom Lärme des raffenden Lebens im Zauber der Einsamkeit und Anbetung des Schönen liegen.

Diese allgemeinen Bemerkungen über die Kunst Böcklins sind nicht in dem Glauben und mit dem Anspruche gegeben worden, eine Durchdringung und Durchhellung dieser im letzten Grunde undeutbaren Schöpfungen einer unendlich reichen poetischen Seele zu bieten. Sie wollen nur andeuten, und ich bin zufrieden, wenn ich es vermocht habe, mit ihnen einen allgemeinen Eindruck zu geben.

Ebenso wollen die nun folgenden Worte nur als Impressionen genommen sein, nicht als restlose Uebersetzungen, die die Offenbarungen einer schweigenden Kunst mit den Mitteln einer redenden voll wiedergeben. Das ist unmöglich. Im besten Falle gelingt ein neues Kunstwerk, das aus einem anderen nur die Anregung gewann.

Aber die Werke Böcklins sind wie die Natur selber. Man kann sie in Worten zwar nicht wiedergeben, aber sie sind von einer solchen Größe und Gewalt, daß, wer sie recht betrachtet, aus ihnen Empfindungen gewinnt, die selber wieder nach künstlerischem Ausdruck drängen. Daher

ist es mir unmöglich, über sie in jenem sonst sehr beliebten Stile zu berichten, der Kunstwerke wie Akten oder Experimentalresultate behandelt. Ich käme mir vor, wie ein Verliebter, der die Qualitäten seiner Angebeteten registermäßig sub rubro a, b, c schematisierte. Und ich bin, es muß gestanden sein, in diesem Falle ein Verliebter, und ein dankbarer dazu, der gar nicht weiß, was er alles beginnen soll, um sein Entzücken, seinen Dank aller Welt mitzuteilen. Unnötig, zu sagen, daß das auf meine Kritik ein sehr böses Licht wirft. Ach freilich! Und, wie mir das das Herz beschwert! Es ist unsagbar niederdrückend, blos verliebt zu sein.

Meeresidylle.

Eine Idylle der Kraft.

Stürme heulen, Wellen und Wolken rasen, das Firmament taucht unter in quirlender Finsternis. Aber der haarige Triton, seine fischschwänzigen Beine gemütlich umeinanderschlingend, bläst sich ein lustiges Lied, überkracht mit kräftigen Muschelstößen die brüllende Natur, und das Meerweib spielt zwischen Donner und Sturm mit der bunten, riesigen Schlange, lässig-wollüstig hingestreckt auf die kalte, tang-umschleimte Klippe.

Was schiert den Starken, der in der Ruhe des Kraftgefühls lebt, Toben und Dunkel um ihn?

Je lauter die Stürme wettern, um so lustiglauter klingt sein Lied, und sein Ich fühlt er um so ruhiger, gefesteter im Spiel mit sich, je wilder die Wogen des Lebens gehen.

Entrüstungsruf des Kritischen: Aber Mensch, sehen Sie denn nicht, daß der rechte Arm der Nereide unverzeihlich verzeichnet ist!

Der Triton bläst, daß die Klippe wackelt.

Die Todteninsel.

Ganz einsam liegt im riesigen Ozean ein stiller Platz.

Steinriesen warf die Natur mitten in salzige Brandung, Menschenhände bauten Kammern hinein zur Ruhe der Todten. Auf dem starren Gestein, dem kalte Winde von ferneher kümmerliche Ackerkrume schenkten, wächst kein Leben außer dem Todtenbaum, der düster wilden

Cypresse. Wie aus grauem Eisen gerundet ist ihr Stamm, und unbewegt steht sie in Stürmen, stark, schön und gebietend, des Todes Bannermast.

Im grellroten Mantel, den kein Wind bewegt, der tot hinabfällt an dem starr gereckten Leibe, steuert ein Ferge den Leichenkahn dem dunklen Ruheporte zu.

In weißem Linnen liegt die Leiche, lang gestreckt.

Vom Leben draußen dringt nur ein leiser Plätscherschall matt ersterbender Wellen in diese große, heilige Stille.

Villa am Meer.

Die Sonne ging unter. Am grauen Himmel, der schwer hinlastet über das ruhige Meer, verhauchen die letzten Grüße des Lichtes. Ein starker Wind beugt Ulmen und Cypressen, sturmkündend flattern Möven um den Fels, darauf ein reiches Gartenheim prachtsäuleneingefaßte Gallerien zeigt und Marmorstatuen, Brunnenschmuck: von Schönheit eine friedereiche Fülle.

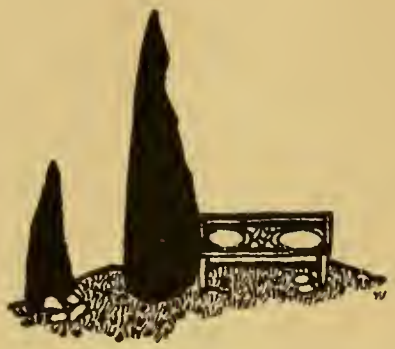
Auch frommen Glauben: vor dem Muttergottesbild in stiller Nische steht ein frischer Blumenstrauß.

Und dennoch wohnt die Sehnsucht in dem Reichtum.

Aus überflorten schönen Frauenaugen blickt verstorbenes Glück und ungestillter Gram durch Sturm und Dämmrung in die Meereswelte.

Das heiße, wagefrohe Leben starb in dieser Brust, wie am Gestein der müde Wellenwurf zerrinnt.

Dies Haus ist arm.



Meeresstille.

Sturmschwangere Schwüle. Hinter der grauen Dunstwand sammelt er seine Kraft, er, der umarmen und zerpressen will.

Entsetzt tauchen zwei Scheusale in die Tiefe, geräuschlos, ganz Feigheit und Vorsicht: die greuliche Meerschlange und ein Quallenmensch, drei viertel Molluske, ein Viertel Mensch. Aber das eine Viertel ist das Scheußlichere: der Meerphilister. Stumpf bleiig sieht der Kerl aus, hat einen Fischschwanz und lächerlich verkümmerte Flossen, und sein Gesicht begegnet einem manchmal in den besten Gesellschaften.

Gesindel, euch sucht er nicht, der Sturm.

Die er sucht, bleibt ruhig liegen und wartet faul auf der glitschigen, tangumsponnenen Meerbank. Mit ihr drei Vögel, Möven halb, halb Raben.

Was sie für tückische, lockende Augen hat, das Meermädchen, und was für schwarze Ränder darum.

Komme nur, Sturm! Die weiß mit dir zu tanzen. Schließlich duckt sie sich wohl unter dich; aber mit matten Flügeln kehrst du, ein jämmerliches Windchen, heim, indeß sie sich noch fauler als jetzt und sehr befriedigt dehnt und sonnt.

Dann kommt auch Base Schlange wieder herauf und fragt: „Wie wars?", und der quallige Herr Philister macht behagliche Witze über den Sturm, der nach Hause geschlichen.

Venus Anadyomene.

Der Robbendelphin:

Meine Augen voll Thran sehen nicht in die Luft, meine blauen Flossen werden dürr und gelb in der Luft; gräßlich ist die Luft; aber im Schlamme des Meeres ist das quillende Leben und Wohlsein.

Ungern stieg ich empor aus dem dunkeln Grunde, in dem das Werden rauscht, aber mein Rücken fühlt alle Wonnen der Tiefe von den Füßen unsrer lieben Tochter des Urschlamms, die auf mir steht.

Wir wollen den elenden Luftschnappern auch eine Freude machen, den Armen, die nicht zu uns herab können, drum senden wir unsre liebe Tochter hinauf mit großen Gnaden.

Wert sind sie's nicht.

Die Liebesgöttchen:

Schäfchenwolken warteten auf uns, als wir aus dem Ei krochen, rot wurden unsre Backen an der Luft, und unsre Schmetterlingsflügel trugen uns her zu dir, Mutter aus dem Meere.

Was hast du einen grünen, nassen Schleier um? Was zeigst du nicht, wie schön du bist? Warum sind deine Augen halb zu? Träumst du noch von den schwarzen Wolken, die auf dem Grunde der rauschenden Tiefe schwanken, Mutter aus dem Meere?

Gieb deinen Schleier in unsre Hand, wir ziehen ihn ab von deinem lieben Leibe und geben ihn den Winden. Goldsäumige Wolken werden aus ihm und fliegen über alle Welt. Und wir reiten darauf in die Weite und singen den Menschen, daß du gekommen bist mit allen deinen Gnaden, Mutter aus dem Meere!

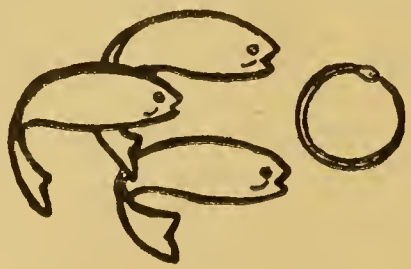
Frau Venus:

Stieß uns in die Tiefe der Gott, was zieht uns seine Sonne herauf? Fürchtet er, wir zögen sie ihm herab in unsern Schooß?

Ich habe sie oft geträumt und in den Händen gehalten wie meine Brüste.

Denn sie ist meine Schwester, aber nicht verstoßen.

Nun will ich mit ihr spielen und mit Allem, was von ihr ist.



Die Klage des Hirten.

Schwer wie Rosenduft liegt im Herzen das Beben der ersten Liebe.

In stammelnden, selig klagenden Lauten drängt es sich über die jungen, schwellenden Lippen der Unschuld.

Feucht überflort ist das Auge wie die blaue Traube von zartem Hauch.

Leib und Seele, der Augen Leuchten, der Lippen Lallen und jede weiche Bewegung der Glieder, sie alle künden nichts als Liebe.

Sie künden es den Wolken am Himmel und den Gräsern auf der Erde und den Blüten im kletternden Blättergeranke: und die Liebe erlauscht jedes Wort.

Hinter Rosenglühen und Epheublühen hört es heraus aus dem Quellenflüstern die steinerne Nymphe.

Die schüchtern heiß verhaltenen Worte erster, ahnungsbanger Liebe hauchen ihr Leben ein.

Der erste feuchte Augenaufschlag trifft voll Sehnen und Verstehen den schönen Knaben.

Hirtin bei ihrer Herde.

Der Frühling naht dem Sommer zu, ein leichter Wind wiegt über dem Gras, hell leuchten die Blüten im Busche.

Die Blumen im Grase nicken leis, es klingt der kleine klare Bach aus schattigem Dunkel schüchtern heraus, als käm er vom Reiche der Träume.

Vom Reiche der Träume, in dem sie weilt, das braune Mädel mit flatterndem Haar, die junge kräftige Bauerndirn.

Zwischen Frühling und Sommer webt ihr Traum, zwischen Blüte und Frucht, zwischen Hoffen und Glück, und die Augen gehen ihr über.

Ideale Frühlingslandschaft.

Der Tauwind küßte die schlafende Erde wach.

Sie hob die Fesseln des Winters mit keimenden Trieben, und sie that die Farbe der Hoffnung an, das zarte Maiengrün.

Freiheit und Freude singen die Winde, neues Werden und neue Liebe.

Am selig blauen Himmel flockt das Federspiel der weißen Wolken; im grünen Gras, zwischen Blust und Duft, tummeln fleischrosige Flügelgeisterchen, eben dem Ei entkrochene Wichtchen, süße Knirpse voll Uebermut.

Lachen und Tanz ist ihnen der Lenz. Zwischen Blumen purzeln sie, und Blumen, lachende, junge, bunte Blumen greifen und halten die Grübchenhände.

Leiser und weicher haucht der Atem des Frühlings in den Mädchenherzen.

Bräutlich ist die Schönheit des Lenzes, voller Ahnungen und dämmerweicher Geheimnisse.

Jetzt jauchzt sie sturmwogebrausend in liebedrängender Werbung, und nun vergeht sie in leisem Zagen und schaut voll großäugiger Hoffnung.

Junge Herzen kennen die Doppelweise des Frühlings, und die Hand des Liebenden versucht es eifervoll, sie nachzutönen in verliebten Liedern.

Und die Mädchen lauschen und schauen.

Auf Blumen und Blättern, auf Wolken und Winden schaukelt das Glück, das ahnungumatmete, wiegt sich leise nach dem Takte süßer Liebesfrühlingsmelodie.

Altrömische Weinschenke.

Alter Wein und junges Blut — Tanzen durcheinander. — Blumenmädchen, wirf die Rosen, — Wirf die Rosen aus dem Schurze — Wirf die Rosen auf den Weg! — Sieh, wir taumeln in geschienten — Gliedern mit dem blauen schweren — Stahlhelm, taumeln wie am hohen — Himmel die betrunkenen grauen — Wolken. (Oder sind es Schläuche?) — Pfui, wer wird hier stille stehn? —

Zwar, dort in den Rhododendren Lauern niederträchtige Dornen Und es scheint mir, hopla, Mädchen, Hinter ihnen schnarcht der Tod.

Pst! Kommt! Auf den Zehenspitzen Schlüpfen leis wir in den Keller! Wo im Sand die spitzen Krüge Mit den dicken Bäuchen stehn. Kommt, wir machen eine Kette! Erst zwei stahlbeschiente Beine Dann zwei nackte, schlanke, weiche Und so nach der Regel weiter Die Ovid beschrieben hat.

Laßt den Tod im Busche schnarchen! Wenn die sehr betrunknen Wolken Sich auf Jovis Knieen lagern Legen wir uns neben ihn.

Der Gang nach Emmaus.

Sturmwind wühlt in den Wipfeln der Bäume und jagt die schwarzgrauen Wolken in Ballen am Himmel.

Zuckende Lichter flackern hinter ihnen. Brennt dort eine Welt?

In Dunkel und Sturm schreitet der gütige Meister, der die Liebe über die Welt werfen will wie ein ewiges Frührot.

Die Jünger lauschen. Sie hören nicht den Sturm und sehen nicht die ringenden Flammen. Aber es ist ihnen bange bei diesen Worten der Liebe.

Der Büßer.

Am dornen-umkletterten Felsenhang, auf spitzigen Stein das Knie gepreßt, starrt er mit schmerzensbrünstigem Blick zum rohen Kreuze aus knorrigem Holze, der alte Mann.

Mit letzter Kraft umkrampft das Holz der schwirrenden Geißel die Greisenfaust: o käme aus blutendem Schmerz der Tod, vor dem heiligen Kreuz der bittersüße Tod, zwischen Felsen und Dorn, unter Rabengekrächz, und ferne, ferne den Menschen!

Wo Menschen sind, ist Sünde und Schein, und das Leben ist Lüge bei ihnen.

Der Seele Sehnen, von Sünden erstickt, bleibt ungestillt. In Lärm und Lust vergessen, lechzt sie nach Leben.

In der Einsamkeit, im wilden Gestein, wo vom Himmel durch dunkler Bäume Geäst nur spärliches Leuchten scheint, wo des Menschen sündenheißes Herz nicht seine Lasterwellen treibt, im starren Sterben: da ist das Leben, da ist das Licht!

Aus blutendem Schmerze schwillt es auf, Seufzer sind sein Gesang.

Und die Geißel fällt und hackt sich ins Fleisch, und Wollustpein durchbebt den Greis, und am heiligen Kreuze haftet sein Blick in glühenden Schmerzensbrünsten.

In ungeduldigem Flügelschweben warten gierig die schwarzen Vögel, schnabeloffen, des letzten, schwachen, geißelentgleitenden Schlags.

Dumpf wird niedersinken am Kreuz der sündenentsühnte zerfleischte Leib.

Jach wird die schwarze, beschwingte Schaar sich über ihn stürzen zum Leichenschmaus.

Mit kaltem Auge durch dunkles Geäst gleichgiltig blickt der Himmel.

Der Ritt des Todes.

Die Herbstnacht ächzt unter stoßenden Winden, die durch die Wipfel der Bäume rasen und schnelles Sterben künden. Seltsam violette Farben geistern durch die Luft, Farben der Herbstzeitlose, die des Todes Lieblingsblume ist.

Da kommt er geritten, der Allbeherrscher, der einzige Unsterbliche, der kalte Tod.

Eines riesigen Rappen gewaltigen Leib umzwingen die Knochenschenkel. Als zitternder Gruß des großen Sterbens tanzen ihm entgegen die raschelnden Blätter, ein wirrer Reigen ohne Fröhlichkeit.

Es wanken die Mauern, der Mörtel, der lange sie hielt, zermorscht; Moder duftet, wo der Tod reitet.

Grellzuckendes Licht der Zerstörung glüht ihm voran, dem großen Verderber.

Der Mörder und die Furien.

Der ist nun still.

Vom Dolche tropf das Blut.

Aber die Wunde ist wie ein offener Mund und schreit mit rotrünstigen Lippen:

Der Wind hats gesehn und das Korn hats gesehn und das Schilf, das geschwätzige Schilf hats gesehn!

Wie der Wind in den Weidenwipfeln wühlt, so wird die Angst in deinem Herzen wühlen.

Wie das Kornfeld stöhnt und der Schilfhalm seufzt, so wird deine Seele seufzen und stöhnen.

Wie aus schwarzem Gewölke schwefliges Licht grell zuckend sticht, so wird Verzweiflung stechend dir flackern im finstergewordenen Herzen.

Schon warten sie zitternd vor Ungeduld, die drei schrecklichen Schwestern mit ihren Schlangen.

Ehe noch das Blut verdampft ist an deinem Dolche, werden sie mit gellem Schrei dich jagen.

Und dein Herz wird ruhelos sein wie die schwarze, stürmische Nacht.

Die Felsenschlucht.

Durch Felsengassen, die die Sonne flieht, von triefendem Gestein begleitet, das keinem Leben Wurzelhalt giebt, über Hänge und Klüfte und grundlose Tiefen geht der Weg.

Zum Glück?

Oh, vorn leuchtet die Helle. Nur schnell! Nur schnell!

Da, ohne sich zu wenden, sehen sie das Furchtbare:

Der Tod läßt seinen Drachenrachen sehn.

Langsam glitschen die riesigen Entenpfoten aus der dunklen Höhle, und der schlangenlange Hals mit dem zackigen, hornigen Kamm biegt sich träg heraus. Menschenfleisch wittert die schnüffelnde Nase. Fest geschlossen verdeckt das Hechtmaul noch die spitzigen Zähne.

Wie ein eisiger Wind mit heulenden Stößen braust die Furcht in der Menschen und der Tiere Herz.

Mensch und Tier ballt sich im schiebenden Knäul.

In jedem Blutstropfen rast die Angst, vor Schrecken fiebert jeder Nerv. Fort! nur fort!

Im Rücken lauert das lautlose Grausen.

Der Eine und der Andere.

Der Eine spricht

Wüst ist die Welt; es rasselt rings von der Maschinen Stampf und Stoß,
Das Zweimalzweiistviere ließ graugrimmig alle Teufel los;
Mit Rechenfingern knöchern dürr und Augen allen Lebens leer
Schwirrt Thüren ein und Thüren aus das lustverlassene Larvenheer.
Die Nützlichkeit sitzt auf dem Thron, die Göttin, die Geschäfte macht,
Ihr erst Gebot heißt: Raffe zu! Ihr erst Verbot: Weh Dem, der lacht!
Ein Wollsack ist, darauf sie sitzt, ihr Bannerstamm ein Riesenschlot,
Von dem der Rauch als Fahne weht, der Rußgiftrauch der reichen Not.
Das schwarze Zeichen schlingt sich fest in alles Leben drosselnd ein,
Und keine Farbe siehst du mehr und nicht der Sonne lichten Schein.

Der Andere spricht

Ich sehe Alles, was du siehst, und sehe doch: es ist nicht wahr!
Laß nur den Ruß dir nicht ins Herz, so siehst du auch das Heute klar.
Sie schwingt den Hammer, diese Zeit, und ihre Seele, die ist schnell,
Doch hinter ihrem grauen Dunst, da liegt das Leben glüh und hell.
Kriech nur nicht in der Niederung! Steig auf die Höhn und blicke weit!
Noch ringt sie mühsam und gebückt, doch richtet sie sich auf, die Zeit,
Und sie empfindet, was ihr not, und daß sie sich vergebens quält,
Wenn ihrem lauten Werkgedröhn das Weihelicht der Schönheit fehlt.
Dann wirft sie um den Wollsackthron und richtet neue Götter sich
Und feiert ihre Neugeburt mit hohen Festen königlich.
Sei unverzagt und glaube stark! Glaube und schaffe! Jede That
Aus frohem Herzen ist ein Korn, ein goldenes, für der Zukunft Saat.

Eine Parabel vom Mond und dem Riesen.

Hinter dem Berge
Die tausend Zwerge
Mit den großen Schädeln gescheidt und frech
Lassen wieder gleißen
Im grellen, weißen
Scheine das runde, blinkende Blech.

Gespannt den Bogen!
Die Sehne gezogen!
Ich treffe das blitzende, glitzende Ding.
Was soll das Geblecher!
Zum Abendtrunkbecher
Brauch ich kein zitterndes Flimmergeblink.

Es saust von der Sehne
Der Pfeil, seine Mähne
Wirft rückwärts der Riese und wartet gespannt.
Dann brüllt er: Daneben!
So will ich es heben
Das Ding aus der Höhe mit eigener Hand.

Es soll nicht dort hangen!
Ich will es mir fangen,
Ich will von den Zwergen nichts Glitzerndes sehn!
Ich wills ihnen weisen!
Ich will es zerschmeißen,
Klirr soll es in tausend Kleinstücke mir gehn!

Es rannte der Riese
Wild über die Wiese,
Ueber Berge und Thäler, durch Sümpfe und Kot.
„Fort! Fort mit dem Scheine!"
Er brach sich die Beine.
Der Mond hängt noch oben, der Riese ist tot.

Ekstase.

Gott, deine Himmel sind mir aufgethan,
Und deine Wunder liegen vor mir da
Wie Maienwiesen, drauf die Sonne scheint.

Du bist die Sonne, Gott, ich bin von dir,
Ich seh mich selber in den Himmel gehn,
Es braust das Licht in mir wie ein Choral.

Da breit ich Wandrer meine Arme aus,
Und in das Licht verweh ich wie die Nacht,
Die in die Morgenrötenbluft vergeht.

Pan an die Sterne.

Heut in der Nacht riß der Sturm ein Loch, ein großes zackenzinkiges Loch in den Himmel.

Schwefelgelb wars und grell geädert, mit ultramarinblauen Streifen. Ich sah wie hinter einem Netzgeflechte direkt in den endlos gurgelnden Raum der Welt.

Was sah ich?

Nun:

Sämtliche Sterne rollten im Polkatakt, hotteltitteltei! hotteltitteltei! immer im Kreise 'rum, immer im Kreise 'rum mit viel Gefühl und soviel Temperament, daß es mir schien, sie hätten zuviel vom süßen Weltenweine gesoffen.

Aber in der Mitte saß auf aller Sonnen Sonne der große Pan gemächlich. Auf seinen kreuzweis untergeschlagenen, haarigen, sehr haarigen Bocksbeinen saß er und summte im Hotteltitteltakte ein Lied:

Rundherum, rundherum,
Nur nicht stillgestanden!
Dieses ist das Regellied
Den Sonnen und Trabanten.

Immer um mein Centrum 'rum
Im gebotenen Kreise!
Urgesetz ist Harmonie
Wohlgefügter Gleise.

Bleibt im Takte, bleibt im Takt,
Gräßlich thuts mir wehe,
Wenn ich einen Stolperstern
Im Gewoge sehe.

Alles könnt ihr, was ihr wollt,
Lieben und gebären,
Aber haltet meinen Takt
Innerlichst in Ehren.

Denn der Rhythmus ist die Welt,
Stillestehn ist Sterben,
Wer im Takte nicht mehr tanzt,
Splittert hin in Scherben.

Rundherum, rundherum,
Nur nicht stillgestanden!
Dieses ist das Regellied
Den Sonnen und Trabanten.

Maestro Tod.

Auf einem Tanze war ich diese Nacht;
Die Röcke flogen, und die Luft war heiß,
Die Brüste wogten, und es flackerten
Die Augen wie das Feuer im Kamin,
Wenn durch den Schornstein niederfährt der Wind.

„Oh du, oh du, Dich will ich! Tanz mit mir!
Horch wie der Walzer weht!! Wie Südwind weht!!
Horch, was die Geige heiße Worte singt!
Wie Flammen fliegen ihre Töne hell,
So heiß, so heiß! Oh, wie der Walzer brennt!
Komm! In die Flammen tanzen wir hinein!"

Da schwieg die Geige. Vom Orchester fiel,
So wie ein Stein in sumpfig Wasser fällt,

Daß träge Ringe wellenflach zergehn,
Fiel dumpf ein Ton, wie eine Wolke grau,
Ein Ton, wir wußten nicht, von wem er kam,
Breit, langsam, schwer in unser Tanzgewühl.

Das gelbe Gaslicht löschte zitternd aus.
Ein nasser Eiswind fegte durch den Saal.

Wir blickten auf: In Phosphorlichte stand
Der nackte Tod am Dirigentenpult.
Er stand verschränkten Arms und lächelte.
Dann brach behutsam eine Rippe er
Aus seinem Brustkorb, klopfte leise auf
Und dirigierte, hingegeben ganz
Den Tönen, die nur er vernahm, entzückt.

In seinen Hüftenknochen wiegte er sich
Und nahm das Tempo langsam bald, bald schnell,
Rief bald die unsichtbaren Bläser an,
Bald winkte er den Geigern. Hob und senkte sich
Auf seinen Knochenbeinen, zierlich, ganz Musik.

Wir alle standen aufgewandten Kopfs,
Vor Schrecken starr, und sahn nur ihn, nur ihn.
Denn um uns her war aller Nächte Schwarz.
Dann aber fuhr in uns des Walzers Geist,
Des unhörbaren, und wir wirbelten
Im Tanze durch den kalten finstern Saal
Und wiegten uns und drehten uns verzückt,

Und drückten Bruſt an Bruſt uns, flüſterten
Von Sehnſucht und von Liebe, lächelten
Und küßten uns im Tanz.

Maeſtro Tod,
Im Phosphorlicht am Dirigentenpult,
Schwang ſeine Rippe. Tonlos tanzten wir.

Es war ein Tanz ſo ſchön, wie nie vordem
Wir einen noch getanzt. Wir koſteten
Die Seligkeit des Blattes, das vom Baum
In ſchwanken Kreiſen herbſtlich niederweht.

Pan und die Geheimeräthe.

Ein Phantasiestück.

Als der große Gott Pan lange genug tot gewesen war, da dachte er sich, es möchte wol an der Zeit sein, wieder lebendig zu werden. Denn die Götter, da sie keine Uebermenschen sind, sondern eben Götter, sind mitleidig.

Also ward Pan lebendig aus Mitleiden.

Irgendwo tauchte er auf und wandelte umher. Es war auf einer kleinen Insel in einem kleinen See. Niemand sah ihn dort außer zwei Dichtern, die auf einem Kirschbaum saßen wie schmausende Spatzen. Es war ein Dicker und ein Dünner. Der Dicke sprach: Ich wünschte, die Welt wäre so drall wie diese schwarzen Kirschen.

Der Dünne aber, der manchmal kosmophantasierte, stopfte sich ein ganzes Büschel wachsgelber in's Maul, gab einen Sprühregen von Kernen von sich und bemerkte: Was weißt du von der Welt!? Wer weiß, ob sie nicht ein Kirschbaum ist und unsre Erde eine Kirsche dran?

Aber der Dicke schüttelte sein rundliches Haupt, daß die Kirschgehänge an seinen Ohren schwermassiv baumelten und sagte nichts als: Madig!

Das, mein Dicker, erwiderte der Dünne, überlasse dem Urteil der Götter. Sie, nicht wir, sitzen im Baume und essen.

Und der Dicke, der der schwarzen zu viele gegessen hatte, entgegnete milde: Seien wir fromm und wünschen wir, daß sie sich den Magen nicht verderben.

Scilicet: an uns, bemerkte der Dünne.

Pan hörte das Gespräch und amüsierte sich darüber so sehr, daß er laut lachte.

Wenn aber Götter lachen, erschrecken die Menschen, und so fuhren denn die beiden Dichter ratsch den Baum hinab ins Gras, genau zu Füßen des Gottes.

Himmel! sagte der Dicke, als er aufschaute: Bist du nicht jener Pan, von dem die Zeitgenossen sagen, er sei tot?

Der Dünne aber, skeptischer und schon wieder mutig, fühlte die Bocksbeine über sich an und meinte: Es wird eine Imitation sein.

Da mußte der Gott zum zweitenmale lachen, und so gewaltig schwankte sein Bauch zum Moll-Donner seines Mundes, daß der Dünne wieder Angst kriegte und etwas leise bemerkte: Nein, das Lachen läßt sich nicht imitieren.

Und beide Dichter sanken in die Kniee, hoben die Arme in lieblichem Schwunge auf und beteten etwas Anapästisches.

Schon gut, sagte der Gott. Ich sehe, daß ihr bessere Menschen seid, und es ist mir angenehm, daß ich just zwei Dichtern zuerst begegne. Auch freue ich mich, daß ich euch bei so freundlicher Beschäftigung und auf einem Baume sitzend traf. Aber: wo habt ihr eure Mädchen? Denn ich hoffe, daß ihr verliebt seid.

Wir sind es! riefen beide Dichter gleichzeitig. Unsere Mädchen baden dort hinten im Schilfe.

In diesem Augenblick hörte man helles Gelächter vom See her.

Die Mädchen scheinen lustig zu sein, bemerkte der Gott, der sich mit übereinandergeschlagenen Beinen im Grase niedergelassen hatte.

Sie sind es! riefen beide Dichter wie aus einem Munde.

Das laß ich mir gefallen, sprach Pan. Wenn es euch recht ist, amüsieren wir uns ein bischen zu Fünft. Nur keine Feierlichkeiten! Wenn ihr beten wollt, thuts mit den Beinen. Mir ist das lieblich und euch gesund. Holt die Mädchen! Ich will mir derweil eine Flöte machen, nach der ihr tanzen sollt.

Die Dichter rannten entzückt davon und holten die Mädchen.

Aber wir müssen uns doch erst anziehn! meinte die Blonde, die zu dem Dünnen gehörte und gewöhnlich Maus genannt ward.

Unsinn! kommandierte der Dünne. Nehmt euch die Bademäntel um und kommt!

Die Braune, die des Dicken war und an die hundert Namen hatte (zur Zeit aber hieß sie Wauti) wollte sich halb tot lachen und war doch ein bischen ängstlich, wie sie hörte, es ginge zum großen Pan, und der wäre haarig.

Müssen wir ihm auch einen Kuß geben? fragte die Maus.

Das hängt von ihm ab, entschied der Dünne.

Wenn er aber gar zu wüst ist? warf Wauti ein.

Die Gefahr liegt höchstens darin, antwortete der Dicke, daß du dich in ihn verliebst.

Dieser Mensch ist im stande und wird auf den großen Pan eifersüchtig, meinte der Dünne.

Worauf der Dicke mit einiger Spitzigkeit bemerkte: Man sieht, daß du in der Mythologie schlecht beschlagen bist.

Das Gespräch verstummte, als sie den Gott sahen. Er sah gar

herrlich aus in seiner frohen, ruhenden Kraft und Güte. Zwar hatte er keine Gloriole ums Haupt, aber um ihn her war ein lichter Kreis, in dem es flimmerte und wellte, und so weit der Kreis ging, waren üppig Blumen aufgeschossen in Gelb und Rot. Und Pan lächelte, wie er die Mädchen sah und sagte: Allerliebst seid ihr, Kinder. Ich fühle jetzt schon den Kuß, den ihr mir gleich geben werdet. Seht, wie gut es ist, daß mein Mund größer ist als der der Menschen. So könnt ihr mich beide gleichzeitig küssen. Die Braune rechts, die Blonde links, und jede auf einem Knie sitzend. Und so geschahs. Es war lieblich anzusehen. Dann aber sprach Pan: Nun paßt auf, was eure Küsse meine Lippen gelehrt haben.

Und er blies auf einer breiten Bündelflöte ein Lied, das war so voll Liebe und Verstand des innersten Lebens, so aus der Tiefe allen Schaffens und Werdens, so einfach und gewaltig, daß es den vier Hörenden zu Sinne ward, als wüchsen sie mit der Welt zusammen, und sie fühlten die Seligkeit der Kreatur, die nichts vom Leben weiß, weil sie blos fühlendes, sich selbst auskostendes Leben ist. Dies starke, stille Triebglück ward zum Tanze. Wie große, stengelstarke Blumen im Winde bewegten sie sich in der Melodie des Gottes. So lange die Sonne über dem Kreise lag, war es ihnen, als seien sie tanzende Flammen, die ineinander schlugen und durcheinander gingen in gebender und nehmender Wollust. Als die Dämmerung kam und um den Kreis einen silbergrauen, leise bewegten Schleier wand, aus dem die letzten Düfte des Tages wehten, ward ihr Tanz wie das leise Aneinanderrauschen langblätteriger Zweige, die sich ineinander linde verbergen wollen. Als es aber Abend ward und um den Kreis des Gottes ein brauner Wall sich hob mit schwarzen darüber wandernden Schatten, da war es ihnen, als wären sie neben einander ziehende

große Wellen, die weit, weit hinauswogten in eine unendliche Ferne und Fülle, in der sie ganz und ewig Eins wurden.

So selig waren sie, daß es ihnen nicht wehe that, als die Flöte schwieg. Denn Lied und Tanz waren nun in ihnen.

Der Gott aber sprach: Nun gehet hin, Kinder, und erzählt den Menschen, was ihr gesehen habt, und daß es schön ist, nach meiner Flöte zu tanzen. Seid aber klug und sagt es den rechten Leuten! Ich will hier warten, wer zu mir kommt.

Und sie gingen. Sie waren so voll des Gefühles der Uebergnadigung, daß sie keine Worte hatten. Als sie aber auf dem See waren und sich umsahen, da sahen sie, daß alles hinter ihnen der Gott Pan war, alles eine große ruhend bewegte Lust, und sie wunderten sich ihrer früheren Blindheit.

Erst am nächsten Tage, in der großen Stadt, kamen ihnen Worte.

Jetzt wollen wir, sprach der Dicke, hingehen und den Leuten erzählen, was wir gesehen haben. Mitten auf den Gensdarmenmarkt stell' ich mich und predige los!

Aber der Dünne starrte in sein Tintenfaß und schüttelte den Kopf: Willst du's nicht lieber gleich in den Lokalanzeiger einrücken lassen? Umgotteswillen! Mach keine Dummheiten! Die psychiatrische

Klinik ist dir sicher, wenn du's so andrehst. Solche Sachen kramt man nicht vor der Heerde aus. Auf unsern Märkten verkauft man keine Ananas.

So wollen wir es allen denen sagen, die Künstler sind, meinte nun der Dicke. Die werdens fühlen und hinströmen und selig sein wie wir, und ihre Seligkeit wird über die Menge und in die Menge strömen.

Darauf der Dünne: Hm. Künstler. Ja wohl. Es giebt deren. Aber man muß eine Auswahl treffen. Weißt du: solche, denen man es dann glaubt, wenn sie's sagen. Anerkannte, verstehst du! Den andern ginge es so, wie uns. Dalldorf sagt Herr Meyer und zeigt auf seine Stirne.

Also gut! Wählen wir aus! Du magst recht haben. Aber, nicht wahr, wir wählen nicht blos nach der, Gott strafe mich, Berühmtheit! So der Dicke.

Hältst du mich für ein Schwein? brauste der Dünne auf. Denkst du, weil ich verständig bin, ich wäre ein Hundsfott? Natürlich sagen wir's blos Echten! Die blos Berühmtheiten sollen ... kurz und gut: die kommen nicht in Betracht.

Jetzt machte der Dicke: Hm. Jawohl. Aber. Weißt du: ich fürchte: den wirklichen Künstlern, auch wenn sie anerkannt sind, glaubens die Leute schließlich doch auch nicht. Die sind doch eben auch anrüchig, zumal, wenn wir dabei sind.

Der Dünne grübelte sehr und rieb sich dabei die Hände.

Und der Dicke fuhr fort: ich fürchte auch, sie haben nicht die Courage zum Bekennen. Denk mal: wenn sie an Ernstschätzung einbüßten durch so, na, so extravagante Bekenntnisse. Wie?

Pfui Teufel! meinte der Dünne.

Aber der Dicke, sehr objektiv: Sag lieber ὠποποι und denke dir Schweinehund dabei. Aber es ist schon so, wie ich sagte. Ich wäre immer noch für einen Aufruf an die Jungen, Lebendigen. Nur ein paar, ganz wenige, von den Anderen dazu, die paar Ehrlichen, Starken, die sich nicht bange machen lassen.

Der Dünne grübelte immer mehr. Schließlich sprang er auf, hockte sich auf das Kopfende eines Sophas und rief: Jetzt hab' ichs! Das mit den Jungen, Lebendigen ist nichts. Auch das mit den Ehrlichen, Starken geht nicht. Große Sachen darf man nicht mit verehrungswürdig unpraktischem Idealismus schädigen. Wir müssen, wollen wir die werte Mitwelt von der Existenz des großen Pan überzeugen, alles zusammen haben, was wirklich was in der Kunst kann und trotzdem berühmt ist, aber wir müssen, um einesteils die Fülle dessen, was auf die biedere Zeitgenossenschaft als Autorität wirkt, zu vergrößern, und um andrerseits den behutsamen Meistern eine kleine Dosis von Mut einzuflößen, Leute hinzunehmen, die, ohne eigentlich für die Kunst etwas zu bedeuten, doch dem Publikum gegenüber die Qualitäten von Sachverständigen und den Künstlern gegenüber die ermutigenden Eigenschaften von Staatsbeamten haben.

Der Dicke riß seine Augen beängstigend auf: Ich habe dich in meinem Leben noch nicht in diesem Stile Mißbrauch mit unsrer Sprache treiben sehn, aber ich fühle, daß du etwas sehr gräßliches vorhaben mußt. Vertraute ich dir nicht absolut, so würde ich jetzt geneigt sein, dich für irgend etwas höchst Miserables zu halten, das ich nicht näher bezeichnen mag. Denn ich merke, worauf du hinaus willst: Du denkst an die Kaste der Kunstgeheimräte.

In der That! bekräftigte der Dünne. Ich denke an diese Braven.

Unerhört! rief der Dicke. Wie ist es möglich? Gestern die Flöte des großen Pan gehört und bringt es fertig, heute an diese Menschenklasse zu denken! Das ist Sünde, lieber Freund!

Nein, sagte der Dünne sehr milde, das ist blos Klugheit. Sieh: Wir wollen der Welt das Heil zeigen, das wir selber gesehen haben. Wie könnten wir das besser, als indem wir die Leute vorschicken, denen die Welt, von deren Intelligenz wir nicht zu hoch denken dürfen, aus wunderlicher Verirrung glaubt? Hat die Welt dann das Heil mit gesehen, so ist sie ja auch sehend geworden für die Unzulänglichkeit dieser Mittelspersonen, und wir befreien uns von diesen, indem wir uns ihrer bedienen.

Du bist infam klug, du, aber ich habe Angst vor so diplomatischer Schläue. Zudem: woher weißt du, daß die ... Mittelspersonen auf so ungewöhnliche Sachen eingehen werden?

Weil ich nur an die unter ihnen denke, die sich, um die Kollegen von der noch lederneren Observanz zu ärgern, gerne als starke Geister und kühne Precurseurs aufspielen. Ihrer bin ich mir sehr sicher, wenn ich mir auch klar bin, daß sie mit Vorsicht genossen sein wollen. Darum denke ich sie mir mehr als ornamentales Beiwerk, als Randleiste ohne Einfluß auf den Text, weißt du. Das ist ja eigentlich auch sonst ihr Amt, und nur das brave Publikum nimmt sie für mehr.

Der Dicke knetete seine Stirne, wie er immer zu thun pflegte, wenn ihm ein Entschluß wehthat. Dann sprach er: Ich sehe ein, die Sache erfordert außergewöhnliche Maßnahmen, Schritte, bei denen nicht blos das Temperament losgelassen, sondern auch die Klugheit befragt sein will. Das ist eine infame Notwendigkeit. Es bleibt uns nichts anderes übrig: wir müssen gescheidt sein. Mir fällt das schwer. Ich mache immer was Dummes, wenn ich gescheidt sein will.

Du hast mehr Talent dazu. Also sollst du in dieser Hinsicht die Führung haben. Und so rufe sie denn in Gottesnamen herbei, diese Glanzledernen. Mir graut über die Maaßen davor, aber ich habe die Zuversicht zu dir, daß du dich mit den bedenklichen Würdenträgern nicht tiefer einläßt, als es unbedingt nötig ist. Glückt es uns, so werden wir den Erfolg um so inniger genießen, weil wir Opfer gebracht haben.

Er wurde fast weich, wie er das sagte, und kam sich vor wie ein Märtyrer, der sich für seine Sache in üble Gesellschaft begiebt.

Der Dünne aber ward ungemein lebendig und sah schon durch seine Klugheit die Erde mit Pan-Tempeln übersäet.

Eine rastlose Thätigkeit begann. Die beiden Dichter liefen in der Stadt herum und erzählten Allen, die sie zum großen Werke für würdig oder nötig hielten, ihr Erlebnis auf der stillen Insel, und daß der große Pan erwacht sei und auf thätige Jünger warte. Und so stürmisch und fröhlich waren sie in ihrem Werben, daß sie überall guten Zuspruch fanden. Man hatte ja überall auf ihn gewartet und gehofft, und so wenig erstaunlich klang die Kunde, daß die Meisten sagten: Ja freilich, wir wußten es ja lange schon, daß er nicht mehr schläft. Nur, daß er grade auf dieser kleinen Insel sich die Augen riebe, das wußten wir nicht. Na, wir wollen unser möglichstes thun.

Zuerst gab es natürlich, da die Sache in Deutschland vor sich ging, eine Generalversammlung mit einem Präsidenten, der Alles mit

Feierlichkeit that und ungewöhnliche Satzgebilde würdevoll zusammenfügte, nachdem er sie sich vorher von den beiden erglühten Dichtern hatte aufschreiben lassen. Es fehlte auch nicht an lebhaften Debatten, denn man war gar gründlich und entwarf schon den Normalplan für die künftigen Pan-Tempel. Da man sich aber darüber nicht einigen konnte, denn ein Jeder wünschte diesen in einem anderen Stil aufgeführt und zwar in seinem, so beschloß man auf Antrag der beiden Dichter, die der feurigen Zuversicht lebten, es würde alles in einer großen Harmonie zusammenstrahlen, wenn man nur den Herrlichen erst gesehen hätte, dem großen Pan einen Besuch abzustatten.

Als die Versammlung vorüber war, prügelten sich die beiden Dichter freundschaftlich ein wenig durch. Der Dicke behauptete nämlich, der Karren säße schon im Sumpfe, denn die Gesellschaft passe nicht zusammen. Es hätte ein Jeder nicht nur einen besonderen Plan für den verfluchten Normaltempel, sondern es bilde sich ein Jeder für sich einen besonderen Pan ein, sogar dieser köstliche Präsident. Jeder wolle seinen Spezial-Gott haben, und es hätten ihn schon ein paar, und nicht die schlechtesten, nämlich die Künstler und Dichter, gesagt, sie machten die Antrittsvisite nicht mit, denn sie fühlten den Gott in ihrem Herzen. Der Dünne dagegen erklärte, er pfeife auf diese gottbesessenen Herren, diese Dichter und Künstler. Die gehörten schon von Metiers wegen zur Gemeinde und würden, wenn einmal die Glut im Schusse sei, schon feurig mitthun. Der enorme Gewinn

dieser Generalversammlung bestehe darin, daß die Geheimräte warm geworden und gewonnen seien. Seine einzige Angst sei gewesen, sie möchten im letzten Augenblicke abschnappen. Nun aber, da sie dem Gotte ihre persönliche Reverenz machen wollten, sei der Sieg schon da. „Denn, wenn sie ihn sehen, werden auch sie, glaube mir, zu Menschen werden und mit uns tanzen."

Der Dicke wieherte vor Ingrimm und machte despektierliche Bemerkungen, der Dünne riß sich knurrend am Barte und gab jede Schnödigkeit mit Zinsen zurück. Als sie sich aber müde gezankt hatten, gaben sie sich die Hände und sprachen: Na, wir werden ja sehen.

Und sie sahen.

Der Tag kam. Man fuhr in einem buntbewimpelten Schiff hinaus. Wozu die Wimpel?! fragte ärgerlich der erste Geheimrat. Weil wir so fröhlich sind, gab der Dünne zur Antwort. Man hätte indessen füglich jedes Aufsehen vermeiden sollen, erwiderte jener. Und der Chor der Geheimräte pflichtete bei: Sehr wohl. Wir müssen, meine Herren, sprach der zweite Geheimrat, es uns zur strikten Pflicht machen, behutsam und mit gemessener Zurückhaltung vorzugehen. Sie wissen es: wir haben Feinde, und unsre Stellung gebietet es uns, wenn anders wir diese zum Schweigen bringen wollen, mit äußerster Kritik vorzugehen. Unser Amt ist es, zu prüfen und das Geprüfte

so an die Oeffentlichkeit zu stellen, daß ein Widerspruch schlechterdings unmöglich ist. Sehr wohl, fiel der Chor der Geheimräte ein. Und der dritte Geheimrat, der witzig war, sprach: Neue Götter giebt es viele. Wir haben die Wahl und wollen uns hüten, einen zu proklamieren, der nicht ganz zweifelsohne ist. Die Geschichte lehrt, daß man sich zuweilen in den Göttern vergriffen hat. Und einen unbequemen Gott wird man noch schwerer los als eine unbequeme Geliebte. Eine leise Lächelwelle glitt über die würdigen Gesichter. Einer der wenigen Dichter, die die Fahrt mitgemacht hatten, ließ sich also vernehmen: Ich sehe der Sache mit Ruhe entgegen. Was auch immer kommen mag: irgend eine Stimmung fällt für unser Einen doch dabei ab. Und reichts nicht für ein Gedicht, so langts doch für ein Feuilleton. Und der witzige Geheimrat erwiderte darauf: Wobei es noch fraglich ist, ob man Ihnen nicht wünschen soll, daß die Stimmung blos für ein Feuilleton genügend sei. Ich habe sagen hören, daß derlei rentabler ist, als Reimverse. Ueberhaupt Lyrik! rief ein Maler dazwischen. Giebt es das denn noch? Man ward sehr fröhlich bei dieser Frage und kam recht heiter auf der stillen Insel an.

Die stand üppig in allen Farben des Sommers und war voll Sonne und einem geheimen Rauschen überall. Ein Schwarm weißer Tauben flog aus einer riesigen Linde auf und schwand wie ein Silberstreif in blauer Luft. Ein großer Pfau stand zwischen fünf Pfauenweibchen und ließ sein Rad reihum an ihnen vorüber klirren. Dann nahm er Luft unter die Flügel und flog schwerfällig auf das Dach eines weißen Hauses. Plärrend flogen ihm die Weibchen nach. Ein großer schwarzer Hund bläffte; eine Truthenne führte eine flaumgelbe Schaar von Küken quer über den Hof; von ferne kam ein Schrei wie von einem Rehbock. Dann ward alles ruhig. Fast beklemmend.

Selbst der witzige Geheimrat schwieg. Die Cylinderhüte, wie auf einen Befehl von oben, wurden in die Stirne gerückt. Man zog langsam den beiden Dichtern nach, die mit einem innerlichen Beben nach dem Kirschplatze schritten, wo sie IHN zum ersten male gesehen hatten. Je weiter sie hineinkamen in das Dickicht von spanischem Ginster, der dort üppig wuchs, um so wundersamer ward die Stimmung des Lichtes. Es war nichts Märchenhaftes daran an diesem Weben des Lichtes, aber es war so eigen stark und drängend, so aus dem Innersten des Lebens herauf, wie es über all dem Fruchten lag. Es war den Beiden, als saugte das Licht an ihnen. Aber dieses Saugen nahm nicht, sondern gab. Es war ihnen, als würde ihre Seele umhergesät in diese stille Welt des Gedeihens, als würde ihr Wesen ausgeteilt über alles Leben. Sie faßten sich an den Händen, und ihre Augen sprachen zu einander: Er ist schon da.

Als sie an den Platz kamen, wo sie getanzt hatten, mußten sie stehen bleiben.

Hier war es, sagten sie.

Die Geheimräte schauten um sich und sagten: Hm.

Schöne Kirschen! bemerkte der Eine.

Man möchte ein Spatz sein, sagte der Witzige. Aber der große Pan scheint ausgezogen zu sein.

Im Chorus kicherte es leise.

Da kam der Gott heran. Plötzlich. Man wußte nicht, wo eigentlich her. Aber er war eben da und stand zwischen den Würdenträgern. Die nahmen die Cylinderhüte ab und sagten: Wir haben die Ehre.

Pan zog den Mund breit und rollte seine Blicke der Gesellschaft entlang. Dann machte er runde einladende Bewegung mit den Zottelarmen und sprach: Sind das Dichter?

Der Dünne sprang vor und sagte: Nein, es sind sogar Geheimräte.

Nun, sagte Pan, auch mein Freund Goethe war Einer. Eine Schande ist es demnach nicht. Setzen wir uns.

Aber die Geheimräte setzten sich nicht, denn es waren keine Stühle da.

Pan aber ließ sich auf seine Füße, die er unter das Gesäß schlug, nieder und sagte: Na, was meinen die Herren dazu, daß ich wieder lebendig bin?

Hm, sagten die Geheimräte. Und die Maler raschelten mit ihren Skizzenbüchern.

Unterhalten wir uns doch ein Bischen, rief Pan.

Aber es sagte keiner einen Mucks.

Pan strich sich den Bocksbart und lächelte. Nur keine Gêne! Ich beiße nicht. Also: wie denken sie über mein Lever?

Die Geheimräte rührten sich nicht, aber sie beobachteten krampfhaft.

Die Herren sind noch etwas befangen, meinte der Dünne. Sie haben noch keinen Gott gesehn.

Ei, so sollen sie tanzen, wenn sie nicht reden können! rief Pan. Aber freilich, es sind keine Mädchen da. Oh, ihr Dichter, wie konntet ihr ohne Mädchen kommen? Kann man denn in der Tiefe fröhlich und ausschöpfend andächtig sein ohne die, die mit den Augen beten? Ohne die Weiblein wird kein Kraut fett, meine Lieben. Wahrlich, ich sage euch: euer Fühlen ist immer blos halb, und es wird nie was hurtig Heitres daraus, wenn nicht die Empfangenden dabei sind, die blos sich selber, aber sich selber ganz geben. Ich sehe da eine Anzahl Gehirne, deren Windungen sich kalt umarmen. Gottlob, daß sie nicht reden.

Dann sah er nur gerade vor sich hin.

Den Geheimräten war es unbequem zu Mute. Sie sahen bunte

Ringe wirr um Pan's Haupt flirren. Seine Augen kamen ihnen vor wie sprühende Feuerräder. In seinem Leiblichen sahen sie alle Thierheit wirr im Durcheinander üppiger Zeugung.

Den Dichtern aber schien es, er sei gar nicht mehr da, und nur seine Augen sahen sie sich weiten zur Welt, die wie ein klares Kunstwerk zum ersten male vor ihnen lag.

Sie sanken auf die Kniee nieder und stammelten: Gieb uns die Kraft, zu bilden, was wir sehen! Gieb uns die Klarheit aus dem Wirren!

Pan stand auf: Das Wirre müßt ihr euch schon selber klären, meine Freunde. Aber verachtet es nicht. Nur wer das Wirre liebend ansieht, gewinnt sich aus ihnen das Klare. Liebt und zeugt! Werft euch in das Bunte! Taucht euch in die Strudel! Ihr werdet nicht untergehen darin, wenn ihr kräftig in ihnen webt. Kostet Alles, dringt in Alles und laßt euch von Allem durchdringen. Nur der Genießende versteht zu schaffen. Denn das Schaffen ist die Fülle des Genusses, ist thätiges Verstehen. Nicht draußen bleiben! Immer hinein in den Tummel! Kopfüber hinein in den Gischt! Wer schwach ist, falle und sinke. Wer stark ist, kommt empor und hat in sich, was er überwand. Seine Seele wird zur Welt, und er selber ist ihr Gott, denn er hat das Rasen hinter sich, und die Ruhe ist sein Teil. Ich will erworben sein in kämpfender Liebe.

Da ward es schwarz über der Insel, und ein Gewitter brach wütend nieder mit Blitz und Donner.

Die Geheimräte spannten die Regenschirme auf und flohen davon.

Ganz naß traf man sich im Schiffe.

Nun? riefen die Dichter, ist es nicht wahr, was wir gesagt haben? Ist er nicht herrlich lebendig, der große Pan?

Leider, klagten die Geheimräte. Uns wäre besser, er wäre tot. Was sollen wir mit diesem unheimlichen Subjekte? Für diesmal hat er uns blos die Krallen gezeigt. Aber jetzt schon fühlen wir uns geschunden. Wehe, wenn das anachronistische Phänomen ganz über uns kommt! Er würde uns zerreißen und zerschmeißen.

Wenn man ihm wenigstens Hosen anziehen könnte, meinte der Witzige. Er ist gradezu anstößig in seiner Haarigkeit.

Ja, und prinzipienlos! meinte der älteste unter ihnen. Man müßte füglich in den Geruch des Anarchismus kommen, wollte man ihn predigen.

Ich sehe schon unsre guten Freunde, wie sie sich die Seiten halten würden, kämen wir mit diesem Popanz an, meinte ein andrer.

Thun wir, als hätten wir ihn nie gesehen, rief wieder einer.

Ja, wenn das noch ginge: murmelte der Berühmteste unter ihnen. Leider habe ich schon etwas verlauten lassen darüber.

Eine infame Geschichte! Eine ganz infame Geschichte! flüsterte der, der bisher überhaupt noch nichts gesagt hatte, der halbe Geheimrat, als welcher immer erst zu sprechen pflegte, wenn die ganzen Geheimräte sich irgendwie bestimmt erklärt hatten.

Dann eine Weile Schweigen. Die Blicke der konsternierten Geheimräte schossen wie aneinandergekette glühende Kugeln auf die beiden Dichter, die vorn an der Spitze des Schiffes standen und ins Wasser blickten, um die gelbgewordenen Masken hinter sich nicht zu sehen.

Der berühmteste Geheimrat brach das Schweigen. Er sagte: Meine Herren! Wir müssen einen Entschluß fassen.

Bravo! rief der halbe Geheimrat.

Wir dürfen nicht eher ans Land, als bis wir wissen, was wir mit diesem Pan anfangen!

Bravo! rief der halbe Geheimrat.

Hat jemand von Ihnen einen Vorschlag?

Bravo, rief der halbe Geheimrat, der nun mal im Schusse war.

Ich denke, sprach der zweite Geheimrat, wir lassen die Sache auf sich beruhen und dementieren die beiden Heiden da!

Die beiden Dichter wandten sich um, und der Dicke rief, etwas laut: Schmeißen Sie uns doch ins Wasser! Wozu sind Sie die Mehrheit?

Würdevoll der Berühmteste: Bleiben wir ruhig! Ein Dementi ist unmöglich. Kein Zweifel: dieser Pan ist da. Unsere Stellung als Staatsbeamte verbietet uns, zu lügen.

Der zweite Geheimrat wimmerte.

Der Dritte, der den zweiten ohnehin nicht leiden konnte, rief: Nur die Wahrheit! Immer die Wahrheit! Nichts als die Wahrheit!

Hm! murmelte der Chor.

Und wieder der Berühmteste: Meine Herren! Der Kreis zur Beförderung des Pankultus ist seit unserer Generalversammlung eine Thatsache. Den Pan selber haben wir, äh, haben wir sozusagen auch. Mja!

Ich dächte demnach, . . . wie beliebt?

Aber es hatte leider niemand etwas gesagt.

Daher denn der Berühmteste nicht umhin konnte, weiter zu reden, und zwar wie folgt: Meine Herren! In unserm Metier kommt alles auf die Auslegung an! Ein jeder von uns hat schon — wir sind ja

halb und halb unter uns — irgend was für einen Rubens oder so gehalten, was irgend was anderes war, — nicht wahr? Warum sollten wir nicht auch einmal, — bitte, Herr Professor, ich verzichte gerne aufs Wort . . !

Aber der Professor hatte wirklich nichts sagen wollen.

Also wiederum der Berühmteste: Kurz gesagt, meine Herrschaften: legen wir uns diesen p. p. Pan so aus, wie es das Interesse der Wissenschaft erheischt.

Jetzt wurde es dem Dicken zu bunt: Was geht uns denn Ihre Wissenschaft an? Haben wir Sie eingeladen, Dissertationen zu schreiben? Handelt es sich denn um eine Doktorfrage?

Hohohoh! lachte kriegerisch der halbe Geheimrat.

Ruhe! Meine Herrschaften! Ruhe! gebot der Berühmteste, und der Halbe war gleich wieder friedlich. Invektiven werden uns, die wir dem Pankreise als *Leitende* angehören, nicht von unsrer Pflicht abbringen. Die beiden Herren, die jenes haarige Wesen entdeckt haben, mögen es behalten. Uns geziemt es, der Wissenschaft, der Kunst, der Menschheit etwas Zeitgemäßes zu bieten. (Er kam in eine Art von Schwung.) Wofür haben uns die Herren denn gehalten? Wir sind keine Griechen, meine Herrschaften! Wir sind königliche Beamte und Autoritäten. Man erwartet von uns Brauchbares. Was bewog uns, dem Pangedanken näher zu treten? War es nicht die zielklare Absicht, gewisse Temperamente zu korrigieren? Wußten wir nicht schon, ehe wir dieses ungeschliffene Wesen gesehen hatten, daß uns etwas korrekturbedürftiges bevorstand? Ich wenigstens war mir dessen sicher.

Und nun, meine Herrschaften, sehen wir klar vor uns, wo wir einzusetzen haben. Jene Herren würden, unerfahren und verantwortungslos wie sie sind, dieses Gottungetüm in seiner ganzen Nacktheit

angenommen und vor die Welt hingestellt haben. Was wäre die Folge gewesen? Eine regellose Orgie. Gottlob, daß wir uns bestimmenden Einfluß erwarben, der es uns möglich macht, dieses Gräßliche abzuwenden. Auch wir werden, gemäß unserm Generalversammlungsbeschlusse, den neu erstandenen Pan predigen, aber es wird ein Pan sein, den wir verantworten können, ein Pan, der in die Entwickelung paßt, die wir vertreten. Es wäre verbrecherisch, sich an die Zufälligkeit der wahren Erscheinung zu halten, denn es ist klar, daß ein Gott wie dieser nur Unheil anstiften könnte. Das, meine Herren, ist unsre Größe, daß wir auch an derlei Göttern Kritik üben. Was heißt das überhaupt: Ein Gott! Was wir aus ihm machen: das ists!

Gemurmel der Bewunderung. Der halbe Geheimrat schwang steif die Arme in Entzücktheit. Dann rief er: Das ists! Das ists! Das ists!

Da trat der Dünne, ganz bleich, vor und fragte: Und was werden Sie belieben, aus dem Gott zu machen?

Eben, was uns beliebt, erwiderte kühl der Berühmteste.

Und wenn wir es nicht dulden?

Bitte, lesen Sie das Protokoll der Generalversammlung vor, war des Berühmtesten Antwort, indem er sich an den Halben wandte.

Aber der Dicke, der seinen Humor wiedergewonnen hatte bei der schönen Rede des klugen Mannes, rief: Unnötig! Ganz unnötig! Es ist keine Frage: Sie haben Recht. Unsere Zeit braucht Götter, die Hosen anhaben und mit den Menschen durch Geheimräte verkehren.

Im Grunde haben selbst wir Ahnungslosen das geahnt. Weshalb hätten wir uns sonst an Sie gewandt, meine Herren? Gehen Sie denn hin und ziehen Sie den großen Pan nach Ihrem Geschmacke an. Vergessen Sie aber nicht, ihn vorher zu frisieren. Und sparen Sie nicht mit Stangenpomade! Brillantine genügt bei solcher Art Haarwuchs nicht. Auch würd' ich Ihnen, unter uns gesagt, raten, eine kleine Operation an ihm vorzunehmen. Denn, abgesehen von Allem andern, kann seine Stimme eine kleine Abtönung zum Diskant der päpstlichen Sänger wohl vertragen. Passen Sie auf: Sie werden sich ein manierliches Stück Gott zusammenfrisieren, und für unsereins wirds was zum Lachen geben. Das aber ist der Humor davon.

Nach diesen Worten nahm der Dicke den Dünnen, der immer noch ärgerlich war, beim Arme, löste hinten am Schiff das Rettungsboot, sprang mit dem Dünnen hinein und fuhr mit einem herzlichen Gelächter davon zur Insel des großen Pan.

Die aber war in einen blauen Dampf gehüllt, aus dem eine tiefe Stimme klang: Ich schwefle meine Insel aus und leg mich wieder schlafen. Ach, was seid ihr dumm gewesen, meine Lieben!

Gelübde.

(Gesang im Rettungsboot.)

Entbunden und entladen!
Oh sehr willkommne Gnaden,
Die mir geworden sind.
Nun endlich ungeschoren
Von braven Professoren
Fahr ich davon mit gutem Wind.

Gepriesen Der da oben!
Zu ihm will ichs geloben:
Nie mach ich mich gemein
Je mehr mit diesen Wackern!
Wer ackern kann, soll ackern
Und nicht Schulmeisters Pudel sein.

Des Teufels Nähfaden.

Der Teufel näht in den Sack der Nacht,
In den grausteifleinenen weiten Sack
Die Erde ein.

Seht da, wie er hockt über'm Kirchturmkreuz,
Daran er sein Nähwachs, den Mond, gespießt;
Hui, wie er den Faden darüber zieht
Mit seiner krummen Klaue, und wie er prüft,
Ob er fest und geschmeidig.

Wo hat der Teufel den Faden her,
Den Sackleinfaden, mit dem er näht?
Er hat ihn gedreht aus den Seelen der Hämischen,
Aus den Seelen der lauernden Nörgler hat er
Den Faden gezwirnt;
Drum ist er so grau
Und zäh und knötig.

Blickt aber die Sonne darauf, die gütige,
Reißt er in Fasern grau aus und feucht,
Und auf den Morgenwinden fliegen,
Angeleuchtet vom jungen Tage,
Ausgedröselt die Sackleinfetzen.
Und der Teufel rauft sich die starren
Haare und flucht: Nichtsnutzige Seelen!
Nicht mal Säcke kann man mit ihnen
Dauerhaft nähen. Hol sie der Kuckuck!

Das Klapperwerk.

Vor meinem Fenster drauß,
Auf dem kahlen Pappelbaum
Sitzt ein Gespenst;
Das sieht scheußlich aus.
Sein Auge, das droht,
Ist innewendig rot,
Sein Maul, das trenst.
Ach, und wie's redet und gestikuliert,
Jedwedes Wörtel mit Salbe beschmiert;
Schnappt über auch oft in Gezeter.
Sei nicht so unverschämt, wertes Gespenst;
Siehe, mein Pappelbaum ist kein Katheder,
Und ich bin kein Schulbube, wie du mich kennst.
Hab ich nicht rite hinaus dich geschmissen
Aus meinem Leben, du ledernes Scheuel?
Du bist mir widriger als der Tod,
Und eine Fahne flammfeuerrot
Will ich auf meiner Pappel hissen,
Daß sie dir droht
Und dich bannt, oh du Greuel.
Du bist die gelehrte Kümmerlichkeit,
Armselig weise, krüppelgescheidt,
Die nichts vermag,
Als Nacht und Tag
Dem Leben dekretieren,
Wie's blühen soll und wachsen soll

Und ja nicht excedieren.
Macht Einer vor Begeisterung
Jach in die Lüfte einen Sprung,
Gleich krähst du miserere,
Thust immer, als ob Gotteswelt
Ein tristes Geometerfeld
Aus graden Linien wäre;
Speist Alles an, was freudig ist
Und bist voll eitel Hinterlist
Mit Regeln und mit Fallen,
Und manchen frohen Uebermut
Hat deine kalte Regelwut
Zerdrückt in ihren Krallen.
Du bist der Deutschen Erbgespenst,
Und wenn du dich Professor nennst,
Gleich werden zahm die Kecken,
Und heißt du gar Geheimerat,
Muß sich die beste, frohste That
Vor deinem Spruch verstecken.

Wie meinem Zorn ich g'nug gethan
Sah ich das Ding mir g'nauer an:
Da wars ein Klapperscheuchwerk nur,
Von einem Geiste keine Spur;
Oh zornige Verblendung!
Indeß, mich deucht, wen's nicht verdrießt,
Daß er aus dieser Märe liest
Wol eine Nutzanwendung.

Vom modern Lyrischen.

Es mehren sich die Anzeichen dafür, daß man in Deutschland wieder Geschmack an Lyrik gewinnt. Sogar in den Tageszeitungen, deren Redakteure früher mit aufgehobenen Händen flehten, nur um Gotteswillen dieses Thema beiseite zu lassen, begegnet man jetzt zuweilen verständnisvollen Essays über moderne Lyriker, und unsere Componisten, die sich über die Grenze Baumbach—Dahn bisher noch nicht hinauswagten, kommen plötzlich mit ganzen Sträußen von der Reimwiese des neuen lyrischen Parnaß und finden sich für diese Kühnheit beim Publikum durch dankbaren Beifall belohnt.

Ich glaube, man darf das, auch wenn man nicht selber lyrisch behaftet ist, ein gutes Zeichen der Zeit heißen. Denn Sinn für lyrische Verskunst setzt allerlei löbliche Dinge voraus, als da sind: Feingefühl für den Tonwert der Sprache, Empfänglichkeit für das Schlichte in Natur und Gemüt, Hingebung an das Schöne, das außer sich keinen Zweck weiter sucht.

Unsere Zeit mußte, um wieder dahin zu gelangen, einige ihrer

Charaktereigenschaften in den Hintergrund stellen, die sonst recht breit und aufdringlich im Vordergrunde bei ihr standen. Ich nenne: die Problemsucht, das ist die Neigung, in der Kunst des Wortes nur ein Mittel zur Auseinanderfaltung irgend einer Frage zu sehen; ferner die Ueberschätzung des äußerlich Realistischen auf Kosten des dichterisch Persönlichen; ferner die Geringachtung des eigentlich Formellen, des Künstlerischen in der Poesie; schließlich den Mangel an einem wirklich engen Verhältnis zum rein Natürlichen, wie es sich ohne gedankliche Destillation darstellt.

Alles in allem: man muß naiv sein können, will man Lyrik empfinden. Man muß nicht immer mit Lupe und Seziermesser hantiern wollen, muß nicht vom Geiste der Schwere sein, der überall nach dem Wozu forscht. Man muß wie ein Kind schon seine Freude am schönen Klang, am schlichten Nebeneinander von Gefühl und Ton haben. Das Wort gilt auch für dieses Himmelreich: „Wenn Ihr nicht werdet wie die Kinder . . .“

Man wird mich hoffentlich nicht falsch verstehen. Naivetät in Dingen der Kunst heißt nicht plumpe Kritiklosigkeit. Zur großen Naivetät gehört auch die Unverdorbenheit der Instinkte, die wohl auszuwählen weiß, was gut und damit förderlich ist. Diese Naivetät irrt sich seltener als logisch konstruierende Kritik. Ich wette: wenn an Stelle des Volkes die gelehrten Leute dafür maßgebend gewesen wären, welche Volkslieder sich erhalten sollten, es wäre nicht so viel Schönes übrig geblieben.

Uebrigens, ist es nötig zu sagen, daß zum naiven Genusse eines Kunstwerkes auch Menschen fähig sein können, die im übrigen so raffiniert sind, wie nur möglich? Ich denke, die Franzosen sind ein raffiniertes Volk: aber sie wissen Kunst naiver zu genießen, als viele

Biedermänner in Germanien, die sich für beschimpft halten würden, wollte man sie raffiniert nennen. Nein, man kann eine sehr modern differenzierte Seele haben und vor dem Schönen doch ein Kind sein, das nicht frägt und blos beglückt ist. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß just in unserer Zeit die Kunst das als ihr eigenstes geboren hat, was wir Payſage intime nennen und das im Grunde nichts ist, als das Lyrische in der Landschaft? Es würde auch in der That das Ende der lyrischen Kunst bedeuten, wenn geistige Verfeinertheit und seelische Vielfältigkeit Naivetät und einfaltfrohes Genießen ausschlösse. Denn vollkommen, ganzwesentlich naive Menschen erwachsenen Alters giebt es heute selbst im weiblichen Geschlecht nicht mehr, das sonst den Vorzug hat, der Natur näher zu sein als wir. Andererseits giebt es aber gottlob auch unter Männern nur sehr wenige, die so ganz naturverlassen sind, daß sie ohne jeden naiven Seelenuntergrund wären. Nein, so wund ist die Menschheit von der Kultur noch nicht geleckt, daß sie durchaus die Fähigkeit verloren hätte, sich wenigstens in Feierstunden ihrer innersten, unverschütteten Natur zu erfreuen, die immer noch kindlich fühlt.

Die Lyrik aber scheint mir die Kunst zu sein, dies Innerste zu wecken. Eine Feiertagskunst also, die kindlich stimmt.

Wie aber das Naive nicht das Täppische ist, so ist das Kindliche nicht das Läppische. Auch ist es nötig, zu betonen, daß der Begriff des Kindlichen nur auf die Empfänglichkeitsfrische und -Reinheit des Genießenden und nicht etwa auch auf die Stoffe der lyrischen Kunst angewandt sein will. Denn es wäre wiederum das Todesurteil für die Lyrik in unserer Zeit, wenn sie ihre Stoffe nicht aus allen Weiten, Tiefen und Höhen des ganzen Menschen und der ganzen Welt nehmen dürfte.

Ihre Beschränkung liegt nicht in den Stoffen, sondern in den Mitteln ihres Ausdruckes. Sie darf nichts kalt darstellen. Und wenn Objektivität gefühllose Kälte bedeutet, so darf sie nichts objektiv darstellen. Denn ihr Wesen ist Gefühl. Was ohne Gefühl ist, gehe es auch im schönsten Rhythmus, ist nicht Lyrik. Selbst der Gedanke muß in ihr zum Gefühl und durch das Gefühl zur Anschauung werden. Darum verschmäht sie zumeist, nicht immer, die prosaische Form, weil sie schon äußerlich darthun will, daß sie durch Wärmewellen rhythmisch bewegte Atmosphäre ist. Es kann ebensowenig kalte Lyrik geben, wie es kalte Musik giebt, und wenn man in einem Gemälde die schwachen Stellen leer nennt, so muß man die schwachen Stellen eines Gedichtes kalt nennen. Kalt und kahl ist hier dasselbe.

Eine Zeit wie die unsere, der man es nicht nachsagen kann, daß herzliche Wärme ihr Hauptwesenszug sei, hat lyrische Kunst besonders nötig. Und dies, so scheint mir, ist der tiefste Grund dafür, daß sie wieder beginnt, dem Lyrischen geneigt zu werden. Sie sehnt sich in all ihrer elektrischen Helle nach Herdwärme fürs Herz, und diese Sehnsucht kann nicht durch Techniker befriedigt werden. Es ist erstaunlich, aber wahr: Poeten sind doch zu etwas gut.

Aller Lyrik wie der Liebe Symbol ist die Herzflamme. Man stelle sich nur ruhig das alte lindenblattförmige Gebetbuchherz vor, aus dem die breite, gelbe Flamme wächst. Das Bild ist zwar altmodisch und scheint nicht in unsere Zeit zu passen, die es besser weiß, wie der Herzmuskel aussieht; dafür paßt es in alle Zeiten. Denn das Herz des Menschen, sein innerstes Fühlen, bleibt sich im Grunde immer gleich, ob auch die Gehirne sich noch so erstaunlich wandeln. Das Menschenherz ist primitiv — und die Lyrik soll es sein.

Aber das Primitive ist nicht das Starre. Auch sein Ausdruck wechselt. Und so darf man, ohne an das Grundwesen der Lyrik zu rühren, auch von lyrischen Moden reden. Wenn man in alten, lyrischen Sammlungen blättert, so fühlt man zwar immer das gleiche Menschenherz, aber es giebt sich anders. Die Gefühle, in ihrer Nacktheit ganz die unseren, sind anders gekleidet, wie Die anders gekleidet waren, die sie aussprachen. Man sollte einmal eine lyrische Anthologie veranstalten geschmückt mit Kostümbildern als Vignetten. Es würde dann anschaulich klar werden, wie das, was wir Mode nennen, sich keineswegs blos im Schnitte der Röcke, sondern auch im Schnitte der Reden und Gefühle äußert, daß die Mode nur ein Ausdruck des ganzen Zeitstiles ist.

Wer aber die Moden eigentlich macht? Das ist eine Doktorfrage. Daß es nicht viel bedeute, wenn man sagt: Die Zeit macht sie, kann man im „Faust" nachlesen:

Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.

Aber: welcher Herren? Und: ob ein Herr, auch wenn er der größte ist, ganz selbstherrlich eine Mode gebieten könnte? Ob er es nicht

erst dann wirklich vermag, wenn sein Individuelles bereits zum komprimierten Ausdruck seiner Zeit geworden ist? Vielleicht hat Paul Scheerbart, dieser weise Clown, recht, wenn er meint, wir seien blos Nervenköpfe der Erde und dächten und fühlten als solche nur, was diese denkt und fühlt? Ich bin kein Doktor und lasse die schönen Fragen ungelöst. Aber so viel ist sicher, daß es immer Einzelne giebt, von denen es wenigstens den Anschein hat, als ob sie die Moden machten. Die Anderen machen sie blos mit, was nicht ausschließt, daß sie sich durch persönliche Geschmacksnuancen irgendwie auszeichnen.

Ob unsere Zeit in Deutschland auch schon eine lyrische Mode hervorgebracht hat? Oder, um es zu vermeiden, daß das Wort geringschätzig genommen wird: einen lyrischen Stil? So, wie etwa Goethe einen lyrischen Stil hinterließ?

In diesem vollen Sinne kann die Frage nicht bejaht werden. Unsere Zeit hat den Wesenszug des Suchenden, Tastenden; sie ist keine Zeit der Erfüllung, sondern des Ueberganges. Daher gelingt ihr auf keinem Gebiete so leicht die Schaffung eines Stiles. Selbst ihre Kleidermode ist kompilatorisch. Aber was sie sucht, das ist im Grunde eben ein Stil für Leben und Kunst.

So ist das Auf und Nieder der Zeiten: die Einen wollen abthun und aufräumen, die Anderen wollen ordnen und bauen; auf sie erst kommen die, die bauen können und im Gebauten schmückend wohnen; ihnen folgen die, denen es zu leicht ward, die mühelos erbten und ihre Thätigkeit im Spielerischen, Schnörkleriſchen zeigen müssen;

und sie werden abgelöst von denen, die gar nichts mehr zu thun wissen und alles ins Flache verkommen lassen. Nach ihrem Sturze, denn sie werden nicht abgelöst, sondern verdrängt, beginnt der Kreislauf aufs Neue, in dem sich das Suchen, Werden, Blühen, Auswachsen und Absterben eines Stiles ausdrückt. Bemerkt zu werden verdient noch, daß die aufräumenden und ins Neue strebenden Zeitläufte immer der jugendlichen Meinung sind, sie würden etwas ganz Neues auf den Plan bringen, während die Bauvermögenden klüglich das zu nützen wissen, was bauende Zeiten vor ihnen hinterlassen haben, wenngleich sie keineswegs auf eine Wiederholung aus sind.

Unsere Zeit, so will mir scheinen, ist, in der Kunst wenigstens, dem bloßen Abthun entwachsen und auch über das bloße, etwas renommistische Wollen hinaus. Es wird schon der Bau begonnen. Doch sind wir noch nicht weit. Der Plan ist noch nicht klar, und noch immer besteht die Hauptthätigkeit im Herbeitragen von Material, im Entwerfen und Verwerfen von Grundrissen und Zeichnungen. Nicht alles, was herbeigetragen wird, kann verwendet werden, aber es ist auch keine Mühe umsonst. Wenn sich erst der Meister durchgesetzt haben wird, der klaren Blickes das Ganze sieht, ehe es noch da ist, und mit starker Hand Eigenes und Fremdes in einen Gedankenzug zu fügen weiß, dann wird unter seiner Führung auch das an seinem Platze zu schöner Geltung kommen, was jetzt im Getümmel des Bauplatzes ganz unmöglich aussieht. Denn ein Meister sieht Alles im Ganzen und verachtet nichts.

Hartleben, dem es hier am Blick fürs Ganze gebricht, schrieb mir einmal im Hinblick auf die vielen Wunderlichkeiten, die die Kunst unserer Zeit zusammenträgt:

Hat die Zeit die Kraft verloren,
Die den Stil gebären kann,
An den Haaren, an den Ohren
Zieht sie krauses Zeug heran.

Er wollte unsere Zeit damit schlecht machen. Aber, obwohl sein Spruch richtig ist, die Zeit ist darum nicht schlecht. Das krause Zeug ist besser, als das flache, und wir wollen allen neun Musen recht herzlich danken, daß sie sich heute zuweilen etwas kapriziös frisieren. Zur Schaffung eines Stiles scheint es, und man braucht, um dies zu erkennen, nicht blos unsere Zeit anzusehen, geradezu nötig zu sein, daß vorher allerlei Wirrzeug recht wild neben- und durcheinander ins Kraut schieße. Auf diesem bunten Beete vollzieht sich dann die Auswahl des jeweils Besten.

Auch der große Einzelne, der sein Leben und seine Kunst in einen Stil zu bringen bemüht ist, macht die Erfahrung, daß dazu eine Durcheinanderfolge von allerlei Widersprechendem nötig ist. Man sehe den Werdegang Goethes an. Was hat in ihm nicht alles rumort, was hat ihn nicht alles befruchtet! Manches davon, oft freilich das Beste, wie die gothische Kunst, hat er selber später als kraus empfunden. Und er hat seine ganze Entwicklung als eine Folge von Häutungen dargestellt:

„Die Feinde, sie bedrohen dich,
Das mehrt von Tag zu Tage sich,
Wie dir doch gar nicht graut!"
Das seh' ich alles unbewegt,
Sie zerren an der Schlangenhaut,
Die jüngst ich abgelegt,

Und ist die nächste reif genung,
Abstreif' ich die sogleich
Und wandle neu belebt und jung
Im frischen Götterreich.

So haben auch die jungen Zeiten ihre Schlangenhäute, und nur die alten, müden, regenerationsunfähigen tragen ewig, d. h. so lange man sie leben läßt, ihr altes Respektskleid ab.

Goethes stilbildende Kraft wäre uns nicht geworden, wenn er es nicht mit Meister-Instinkt verstanden hätte, sich reich befruchten zu lassen. So hat sich in ihm seine ganze Zeit und man kann sagen aus allen Zeiten das Beste verewigt und besonders im Lyrischen zu einem Stil von so starker Dauerkraft verdichtet, daß alle Anläufe zu einem neuen, modernen lyrischen Stil Rückgriffe in seine Form zeigen, und daß mancher „Neutöner" sich zuweilen zu fragen scheint, ob nicht vielleicht der alte Goethische Ton der schönere und für unsere Zeit zum mindesten recht geeignet sei, als Unterton zu dienen.

Das Wort „Neutöner" bringt mich auf den, der es gemünzt hat, auf Liliencron. In einer Betrachtung vom modern Lyrischen wäre ich freilich auch ohnehin auf ihn gekommen. Denn wir besitzen heute in Deutschland keinen reineren Lyriker als ihn, und die moderne deutsche Lyrik geht zum guten Teile von ihm aus. Vor ihm hat der genialere, aber keiner Harmonie fähige Hermann Conradi kräftige Ansätze des Neuen hervorgebracht, neben ihm hat der tiefere und

reichere Friedrich Nietzsche den lyrischen Ausdruck, zumal in der rhythmischen Prosa des Zarathustra, bildköstlich befruchtet, ihm aber, der mit Verlaine die naivste Seele der ganzen modernen Kunst ist, sind wieder Bild und Lied von einer so schlichten Ganzheit gelungen, wie zwischen Goethe und ihm keinem.

Man rufe nicht Wehe, daß ich ihn Goethen gleichstelle. Das thue ich nicht. Er ist klein neben dem Vollbilde dieses Größten, dessen Name uns heilig sei, so oft er auch eitel genannt wird. In ihm ist nur ein Teil der Kraft dieses Wunderbaren. Aber dieser Teil, die Kraft des lyrischen Empfindens und Gestaltens, ist voll in ihm.

Wenn man wechselweise in seinen „Ausgewählten Gedichten", die jüngst bei Schuster und Löffler in Berlin erschienen sind, und in einer guten Auswahl Goethischer Gedichte liest, etwa in der, die Hartleben unter dem Titel „Goethe-Brevier" bei Karl Schüler in München hat erscheinen lassen, so wird man von einem Gefühle der Zuversicht in das Leben unserer lyrischen Kunst ergriffen, in dem das Unbehagen über die eigenschaftslosen Nachtreter und die Dokumentendichter gleichermaßen untergeht. Man fühlt, daß wenigstens auf dem Gebiete der Lyrik ein Meister thätig ist, der moderne Gefühls- und Anschauungswerte in poetisches Gold von eigener Fassung zu prägen versteht, ohne das schöne Ueberkommene plump zu mißachten. Man wird dieses Gefühls noch voller froh werden, wenn man nicht blos diese eine Sammlung liest, sondern die ganze, unverkürzte Reihe der Liliencron'schen Lyrik, von den „Adjutantenritten" bis zu „Poggfred", sich vorüberziehen läßt. Denn so verdienstlich auch diese Sammlung ist, die im Hinblick auf ein größeres Publikum veranstaltet wurde, so genügt sie doch keineswegs dem, der das ganze Wesen dieses großen Lyrikers kennen lernen möchte. Es fehlen in ihr sogar eine Reihe der kennzeichnendsten Stücke.

Die Entwicklung der modernen Lyrik, die bei Liliencron in eine glücklich beschränkte Persönlichkeit zusammengefaßt erscheint, läßt sich am besten erkennen, wenn man sich die fünf einzelnen Gedichtbände des Meisters: „Adjutantenritte", „Gedichte", „Der Heidegänger", „Neue Gedichte", „Poggfred" chronologisch zu Genusse führt.

Da ist zuerst der Tic des Realistischen, d. h. der Realismus als bloße Reaktionserscheinung, der eben darum noch nicht völlig künstlerisch ist. Aber was bei geringeren Talenten in eine Maßlosigkeit ausschlug, der man die Absicht viel zu deutlich anmerkte, als daß sie hätte imponieren können, das erschien bei Liliencron von je künstlerisch gemildert durch den Instinkt des geborenen Dichters, der bei aller Absicht, den himmelblau Verschwommenen zu zeigen, wie erdig derb das Leben ist, doch nie vergaß, seine kecken Lebensimpressionismen mit etwas poetischem Golde aufzuhöhen, just so, wie wir es bei manchen Steinzeichnungen Hans Thomas sehen.

Dieser Liliencron'sche Lebenston, der sich von dem Lebenston der realistischen Lyraxe vor allem dadurch unterscheidet, daß er Melodie hat, ist von starkem Einfluß auf das lyrische Schaffen von heute gewesen. Ich rede hier nicht von Nachahmern. Kopisten sind belanglos für die Entwicklung der Kunst. Nein, dieser Liliencron'sche Lebenston ist auch von solchen aufgenommen worden, die Eigenes vermögen. Und eben dadurch hat er sich als stilbildend bewährt.

In der eigentlich realistischen, nun vorübergenebelten Zeitspanne unserer heutigen Kunst, die ebensonötig wie unerquicklich war, haben sich stille Gemeinden von Genießenden und Schaffenden um den geläuterten Realismus der Liliencronischen Poesie gesammelt, in dem sie ihrer Sehnsucht nach poetischer Ehrlichkeit Genüge gethan, aber gleichzeitig die Perspektive in die Welt des rein Poetischen offen sahen. So

bildete sich, sehr in der Stille, Neigung und Fähigkeit zu einem Realismus, der mit dem schlagworteengen kaum mehr als den Namen gemeinsam hatte. Es ist im Grunde derselbe, der uns an Goethes Lyrik entzückt, nur daß er um moderne Nuancen bereichert erscheint und als der Ausdruck unserer Zeit besondere Geltung beanspruchen kann. Sein Grundwesen ist der Mut und die Kraft, Erlebtes zu schöner Anschauung zu bringen. Er verachtet das Hantieren mit Schablonen und fordert freie Eigenzügigkeit. Er sagt nicht Daphnis, wenn die Bewußte Marie heißt, und wenn er doch 'mal Daphnis sagt, was bei den realistischesten Herren vorkommt, so merkt man, daß irgend eine bewußte Marie dahinter steckt. Sehr im Gegensatz zur lyrischen Mode des Weltschmerzes und der realistischen Mode der Lebenstrivialisierung, ist er der Ausfluß sinnlicher Freude an Welt und Dasein. Und seine Gesundheit liegt darin, daß er nicht nötig hat, Welt und Leben zu idealisieren, um sich an ihnen zu freuen.

Aber neben der Sinnenfreude, die die Objekte genießt, giebt es ein Ding, das Sehnsucht heißt und sich selber genießt. Aus ihr entspringt der künstlerische Idealismus, wie ihn die heutige Kunst versteht. Früher war Idealismus eine Art, die Wirklichkeit anzumachen, damit sie künstlerisch genießbar werde; heute ist er der Trieb, eine neue Wirklichkeit von Sehnsuchts Gnaden zu schaffen. So ist der künstlerische Idealismus heute wesentlich phantastischer Natur. Er verkleidet nicht die Objekte, sondern er ersetzt sie. Seine Illusionskraft aber besteht darin, daß er sich realistischer Mittel bedient, um eine phantastische Welt glaubhaft zu machen.

Auch für diesen phantastischen Idealismus hat Liliencron die Bahn durch Werke frei gemacht. Es hat ihn immer dahin gedrängt. Aber in seinen Anfängen merkt man ihm eine gewisse Scheu an, in

dieser „realistischen Zeit" so unzeitgemäße Flüge zu unternehmen. Doch nach und nach wich diese Scheu von ihm, der Ballast des Realismus um jeden Preis flog über Bord, und ungehindert, unbekümmert, ungefesselt stieg die dichterische Sehnsucht in die Höhen des schrankenlos Phantastischen und genoß sich selbst in Bildern so voll Farbe, Wunderform und Licht, wie wir sie bisher nur in der bildenden Kunst, bei Böcklin, schauen durften.

Damit geschah das zweite Große, das wir Liliencron verdanken, denn auch diese Art seiner Kunst ward vorbildlich, und von ihr geht der starke Strom zu dem werdenden phantastischen Stil in der neuesten Lyrik aus.

Er wird, so stark er ist, die eigentlich realistische Lyrik nicht verdrängen und es wäre bedauerlich, wenn er es thäte, aber mir scheint, daß er der bevorzugte lyrische Stil unserer Zeit werden wird, wie er auch derjenige ist, den sie als ihre eigenste Hervorbringung beanspruchen kann. Man möchte ihn manchmal gern auf die romantische Epoche der deutschen Dichtung zurückführen, aber er ähnelt der dichterischen Art jener Zeit, wie ein Böcklin'sches Bild einem Schwind'schen ähnelt.

Wenn die realistische Lyrik unserer Zeit vornehmlich das Intime, Schlichte, Liedhafte pflegt, so geht die phantastische Lyrik auf das Er-

habene, Umfassende, Bildhafte aus. Häufig spielt Mystisches und Symbolistisches in sie hinein, ohne daß man indessen sagen kann, daß entsprechende „Richtungen" sich breitmachten. Auch die sogenannte decadente Manier hat bei uns keine Vertreter von der Bedeutung der ihr vorbildlichen Dichter in Frankreich. Doch wird ihr Name oft einem Dichter angeheftet, der neben Liliencron der kräftigste moderne Lyriker in Deutschland ist und von dem hier ausführlicher die Rede sein muß, weil sich an seine Begabung die größten Hoffnungen für die Entwicklung unserer lyrischen Verskunst knüpfen. Es ist Richard Dehmel.

Er besitzt nicht die köstliche Urfrische Liliencrons, und nur selten gelingt ihm wie diesem der Ton des Lebensliedes; dafür hat er, was diesem fehlt, in außerordentlicher Fülle: Tiefe des Mystischen und Höhenkraft des Gedankens. An Kraft der Anschauung steht er jenem gleich, dabei ist er für das Technische der Lyrik der stärkste Neuerer, den wir besitzen. Wenn Liliencron für die neue Lyrik in der Hauptsache der Anstoßgebende gewesen ist, so wird Dehmel der Erfüllende sein, und noch mehr als jener wird er den Werdegang der modernen Lyrik beeinflussen.

Diese Prophezeihung ist nicht so kühn, wie es den Anschein hat. Zwar hat Dehmel bisher noch kein großes Publikum gefunden, er trifft vielmehr auf stärkere Widerstände bei Publikum und Tageskritik als irgend einer neben ihm; aber es ist auffällig, wie jetzt schon jüngere Talente auftreten, die man direkt als Abkömmlinge seiner Art bezeichnen muß, und wie aposteltreu seine Verehrer zu ihm halten. Seine Anhängerschaft wächst langsam und in der Stille, so, wie wir es bei den stillen Nietzschegemeinden sahen. Auch darin ergeht es ihm wie dem Zarathustradichter, daß das Ausland ihm eher huldigt als die

Heimath. In Frankreich, allerdings nicht in dem der „Revue des deux Mondes", wächst sein Ruhm schneller als bei uns. Aber auch wir werden das Posaunenkonzert über ihn bald erleben, denn es ist unmöglich, daß eine so überragende Kraft wie Dehmel auf die Dauer ohne Anerkennung bleibt. Wir wollen den Daumen halten, daß diese Anerkennung den ganzen Dichter und nicht blos seine Hauptmanier treffe.

Uebrigens verlangt es die Billigkeit, die Bemerkung nicht zu unterdrücken, daß es dieser Dichter seinen Landsleuten rechtschaffen schwer macht, ihn liebzugewinnen. Er bewegt sich gar zu gerne in Gegensätzen, die nicht jedermanns Sache sind, wechselt mit Dunkel und Grelle, bevorzugt häufig eine gewisse Hartkantigkeit, schmeichelt nie und ist zuweilen sogar direkt unangenehm. Auch läßt er sich öfter, als gut ist, von einem Teufel reiten, der höllisch boshaft ist. Und schließlich: Das Tiefe pflegt überhaupt nicht beliebt zu sein.

In seinem Schaffen ist eine ungewöhnlich starke Entwicklung. Wenn Liliencron ein Tänzer ist, der in einem scharf umschriebenen Kreise bleibt, in dessen Bezirke er freilich nicht ewig dieselben Rundtänze tanzt, so ist Dehmel ein Schreiter und Streiter, der vorwärts, aufwärts geht, steigt, stürmt. Manchmal könnte einem bange um seinen Atem werden, wenn man sein Vorwärtstempo verfolgt. Wie bei Nietzsche, so bestreitet bei ihm immer ein Buch das andere, und doch ist immer das eine des anderen schön sichere Folge.

Sein Lehrlingsbuch sind die „Erlösungen", die auf Empfehlung von Georg Ebers von Göschen in Stuttgart verlegt wurden und dann mit den übrigen Werken Dehmels in den Verlag von Schuster & Löffler in Berlin übergegangen sind. In diesem Buche hat er zu einer Zeit, da die Jugend sehr stolz mit Schiller abgerechnet zu haben glaubte, als Einziger unter den ins Neue Schaffenden im großen

Schillertone Eigenes, Modernes schön zu sagen gewußt. Aber es ist noch viel Unselbständigkeit darin, und der Schillerton erdrückt oft das Lyrische, wie denn Schiller für einen Lyriker sicher kein guter Pathe ist. Trotzdem erscheint es uns heute nicht blos bedeutsam, sondern auch schön, daß der stärkste Gegner des kahlen Realismus unter diesem Zeichen in die Litteratur eingetreten ist. Freilich trat er bald in ein anderes. Sein nächstes Buch, das den seltsamen Titel: „Aber die Liebe!" führt, ist auch im Tone so modern, daß man, zumal in den Hauptstücken, den Dichter der „Erlösungen" kaum wieder erkennt. In ihm befinden sich die wunderbaren „Verwandlungen der Venus", die in unserer gesamten Lyrik als erotische Gedankendichtungen einzig dastehen. Aber trotz aller Schönheit und Kraft, die ihm innewohnen, zeigt das Buch doch noch nicht vollkommen klaren Höhenzug. Es gurgelt noch vieles verworren in die Tiefe, wie in einer Walpurgisnacht, die klassisch und romantisch zugleich ist, es brauen sich Spukschwaden um Gebilde einer vollendeten Schönheit, grellste Helle überschlägt sich in Trübes und Dunkles, aus allen möglichen schwefelgelben oder ultravioletten Winkeln zischt, gährt, rumort es. Im Einzelnen hat sich Dehmel bereits gefunden, aber im Ganzen sehen wir ihn noch auf der Suche, und er macht manchmal ein schiefes Gesicht dabei. So ist es zwar ein köstliches Buch, aber doch noch keines von denen, die die große Harmonie haben.

Dann kamen die „Lebensblätter" mit der merkwürdigen Vorrede, in der man einen Querschnitt der Dehmel'schen Gedankenwelt über Kunst und Leben vor sich hat. Dieses Buch wird immer eines der stärksten lyrischen Dokumente unsrer Zeit bleiben, welche Entwickelungen sein Schöpfer auch noch durchmachen mag. Es ist so voll von einer reichen Poesie und einer reifen Kunst, daß man glauben möchte, in ihm sei restlos

und unüberbietbar ein ganzer Mensch und Dichter. Ja, man mochte bei diesem Buche selbst von der Befürchtung angefaßt werden, von nun an könne sich in Dehmel nur noch die Manier entwickeln. Sein letztes Buch „Weib und Welt" hat gezeigt, daß diese Befürchtung mindestens verfrüht war. Die Handschrift ist noch nicht ausgeschrieben und zeigt an Schnörkeln nicht mehr als zu ihrem Wesen gehört. Das Schönste an diesem Buche ist, daß es eine geradezu klassische Ausgeglichenheit zeigt, eine Harmonie der vielen Seelen in dieser reichen Brust, die man fast unglaublich nennen könnte.

Ich erhebe nicht den Anspruch, mit diesen Bemerkungen eine erschöpfende Schilderung des Dehmel'schen Schaffens gegeben zu haben. Eine solche erforderte sehr viel tieferes Eindringen. Hoffentlich findet sich unter den jüngeren Litteraturforschern bald einer, der sich an das Thema Dehmel wagt. Es müßte aber einer sein, der nicht blos studiert, sondern auch selbsterworbene Kunde von der Seele unsrer Zeit hat. Im Zusammenhange dieses Aufsatzes kam es mir nur darauf an, wie auf Liliencron so auf Dehmel hinzuweisen als auf die zwei Hauptpunkte einer Richtungslinie, in der sich nach meiner Ueberzeugung der Entwicklungsgang der modernen Lyrik in Deutschland bewegt. Daß es darin Erscheinungen giebt, die davon abzweigen, spricht mir nicht dagegen. Ich halte sie für Wasseräste an dem sich schön entwickelnden Baume, die zwar Blüten, aber keine Frucht bringen. Wäre der Baum schwach, so wäre es zu beklagen, daß sie seinen Fruchtästen Kraft entziehen. So, da er stark ist, können wir uns auch ihrer unfruchtbaren Blüten freuen.

Ich denke an Dichter wie Stephan George. Es ist sehr leicht und daher üblich, ihrer zu spotten. Sie sind in ihrem verzückten und scheu zuckenden Hyperästhetismus, der von englisch-französischen Eltern

ist, oft von einer ans Närrische grenzenden Wunderlichkeit, aber sie haben Talent und vornehmen Künstlersinn und daher ein Anrecht auf den Respekt derer, die reine Begabung auch dann achten, wenn sie ihnen auf Abwegen zu sein scheint.

Auch ihre Art, das Schöne zu suchen und als neuen Inhalt des Lebens aufzurichten, ist schließlich ein Zeichen dafür, wie mächtig sich die deutsche Kunstseele wieder dem Lyrischen zuwendet. Es ist das ein Heimweh. Denn nirgends ist sie so zuhause wie im Lyrischen.

Als wir im Banne des sogenannten Realismus standen, standen wir im Banne der Skandinaven, Russen und Franzosen. Es war, trotz allem, eine gute Lehre in der Fremde, wenn auch reicher an Prüfungen denn an Frucht.

Wir waren die Nehmenden, und es ziemt sich immerhin, danke schön zu sagen, wenn wir auch nicht gesonnen sind, das Geliehene unserem Hausrate einzuverleiben. Im Lyrischen sind wir, das bekennen selbst die Franzosen, die Gebenden und haben uns bei niemand zu bedanken, als bei unsrer deutschen Seele und bei unsrer deutschen Sprache. Aus diesen Alles zu schöpfen, was sie bergen, ohne ihnen Gewalt anzuthun, das ist deutsche lyrische Kunst.

Das winkende Auge.

Diese Nacht mit dir,
Morgen Nacht allein,
Uebermorgen wird
Feierabend sein.

Lachemund verblaßt,
Blaues Auge wird stier,
Morgen Nacht allein,
Diese Nacht mit dir.

Alle Lust verweht,
Alles Leid versinkt,
Und der Abend kommt,
Und das Auge winkt.

Sieh! Sieh dort! Am Sims!
Milde ist sein Schein.
Diese Nacht mit dir,
Morgen Nacht allein.

Diese Nacht mit dir,
Morgen Nacht allein,
Uebermorgen wird
Feierabend sein.

Wenn's dämmert.

Und Tag um Tag geht still dahin,
Und meine ruhigen Augen sehn,
Wie alle Wünsche wunschlos still
In eine blasse Dämmerung gehn.

Dich lieb' ich, du! Oh komm, sei mein!
Ein grauer Nebel kommt und steht.
Wo bist du?! Alles grau und leer.
Und mein Begehren wankt und geht.

Wohin, wohin!? Ich seh kein Licht,
In's Graue schwindet, was ich will.
Laß gehn dahin und frage nicht,
Laß gehn dahin und blicke still.

Wunsch geht und Welt geruhig hin,
Und meine ruhigen Augen sehn,
Wie alle Wünsche wunschlos still
In eine blasse Dämmerung gehn.

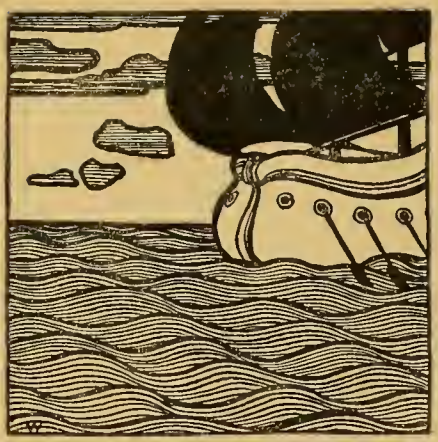
Sehnsucht.

Wie eine leise Glocke klingt
Die Sehnsucht in mir an;
Weiß nicht, woher, wohin sie singt,
Weil ich nicht lauschen kann.

Es treibt das Leben mich wild um,
Dröhnt um mich mit Gebraus,
Und mählich wird die Glocke stumm,
Und leise klingt sie aus.

Sie ist nur für den Feiertag
Gemacht und viel zu fein,
Als daß ihr bebebanger Schlag
Drang in die Lärmlust ein.

Sie ist ein Ton von dorten her,
Wo alles Feier ist;
Ich wollte, daß ich dorten wär,
Wo man den Lärm vergißt.



Der Kaiser und das Meer.

Ein großer Kaiser ritt mit seinem Gefolge am Meer. Schön war er, denn das Gefühl seiner Macht war um ihn, und in seinen hellen Augen war die Freude an der wogenden Weite des großen Wassers. Mein ist die Welt, wo meine Schiffe fahren, dachte sich der Kaiser.

Wär' ich nicht Kaiser, wollt' ich ein Seemann sein.

Aber ich wäre nicht ich, wenn ich nicht Kaiser wäre.

Meine Schiffe fahren in die Unendlichkeit.

Alle meine Schiffe tragen mich, und so bin ich überall.

In die Weite wirken ist kaiserlich. In die Weite wirken ist mein Amt.

Der Geist Gottes schwebt über den Wassern. Meine Schiffe treibt der Geist Gottes.

Unter den Kielen meiner Schiffe gähnt feindevoll die giere Tiefe. Aber die Kiele meiner Schiffe sind aus Eisen, fahrende Schwerter, und kein Feind wagt sich vor ihnen empor.

Gott gießt die Sonne übers Meer, wo meine Schiffe fahren, und meine Schiffe furchen in Gold.

Ich und meine Schiffe fürchten nichts denn Gott. Darum liebt er uns und führt uns zum Ziele, wo Alles unser ist.

So dachte der Kaiser, da seine Augen übers Meer sahen und seine Seele sich selber sah wie ein Meer.

Aber sein Gefolge hinter ihm langweilte sich und tuschelte: Immer am Meer reiten, wie öde das ist. Er wird sich noch erkälten an diesem vielen Wasser, und wir mit ihm. Wer ihn uns nur vom Meere brächte!

Da drehte sich der Kaiser auf seinem Pferde um, und sein Auge ward grau wie Sturmsee und starr:

Wer ist der Graue, der unter euch reitet?

Die Herren des Gefolges folgten seinen Augen und sahen nichts. Darum sagten sie: Herr, wir sehen keinen Grauen.

Aber der Kaiser wandte sein Pferd und sprengte unter sie, daß sie erschreckt auseinander stoben.

Fürchtet ihr ihn? rief der Kaiser, was habt ihr ihn unter euch gelassen!?

Wir sehen keinen, murmelte das Gefolge.

Der Kaiser aber sah ihn nur noch deutlicher.

Es war ein alter, dürrer Mann, unansehnlich, in einem grauen abgeschabten Flause, und saß auf einem klepperigen Grauschimmel. Seine Augen waren wie aus Moder. Er sah den Kaiser unterwürfig an und schüttelte mit einem ängstlichen Lächeln den Kopf.

Da ward der Kaiser zornig und schrie: Wer bist du, daß du hinter mir herreitest in diesem schäbigen Kleide und lächelst?

Der Graue antwortete mit einer kümmerlichen Stimme:

Frag dein Gefolge.

Es sieht dich ja nicht! sagte der Kaiser.

Der Graue nickte erst, dann wiegte er den Kopf, und wie wenn es aus einem Aschenhaufen kicherte, sprach er:

Keiner sieht sich selbst.

Mach dich mir aus dem Wege! rief der Kaiser, oder ich überreite dich!

Mich überreitest du nie.

Der Kaiser setzte seinem Hengste die Zinken ein. Laut schrie der Hengst wie ein Mensch und trug den Kaiser ins Meer.

Tausend graue Wellen kamen von allen Seiten.

Der Kaiser ertrank.

Das Gefolge traf sich im Kreise und tuschelte: Wir wußten es ja! —

Das Meer!

Kehraus.

Zum Schluſſe kommt das Quodlibet,
Um den Saal zu fegen;
Wer da müd iſt, mag in's Bett
Sich ſchon vorher legen.

Maikaterlied.

Maikater singt die ganze Nacht:
Der Frühling ist erwacht, erwacht,
Der Frühling ist erwacht!
Gleich einem Reif trägt er den Schwanz;
Wärn Blätter dran, so wärs ein Kranz;
Er flötet:
Oh holde Mimamausamei,
Wer dich zu lieben wagt, der sei
Getötet!
Ich ganz alli-alla-allein,
Nur ich darf dein Gespusi sein,
Bis daß es morgenrötet.

Im Mai sind alle Blätter grün,
Im Mai sind alle Kater kühn
Und alle Jüngelinge.
Und wer ein Herz hat, faßt sich eins,
Und wer sich keins faßt, hat auch keins;
Singe mein Kater, singe!

Wundersames Abenteuer in einem Omnibus und einem Hausflur.

Ach wie schön sie ist, meine Nachbarin!
Blaue Augen hat sie und ein Grübchenkinn,
Blonde Haare steigen ihr vom Nacken an,
Und ich bitte seht doch, wie sie lachen kann.
Ist wie eine Säule rund und wohlgestalt,
Und ich schätze höchstens sie auf neunzehn alt.
Eine Augenweide ist sie, ein Genuß!
„Neue Friedrichstraße!" Hält der Omnibus.

Ist sie aufgestanden, will sie gehn; nanu?
Wirft ein Feuerrad sie mir zwei Blicke zu,
Rauscht an mir vorüber; ach wie schön sie geht,
Und ein Büchlein Rose aus dem Kleid ihr weht.
Und ich bin gefangen, tappe hinterdrein,
In die Neue Grüne Straße biegt sie ein.

Wo die runde Neune überm Hause steht,
Hat sie sich mit Lächeln nach mir umgedreht,
Ist hineingegangen, und im dunklen Flur
Fühlte ich zwei Lippen und zwei Arme nur,
Stand in einer Rosen-Wolke; die war heiß;
Doch es sind die Hitzen hold im Paradeis.

Na? Und wie gehts weiter? Weiter gehts nicht mehr.
Mehr hier zu verlangen unbescheiden wär.

Ketzerküsse.

Grün deine Federn am Hut, mein Kind,
Blau deine Augen im Kopfe sind:
Wie kannst du so was wagen!?
Grün paßt nicht zu blau,
Wird dir prompt und genau
Ein jeder Professor sagen.

Was? Dir ist das ganz einerlei?
Du sagst, daß es dir — schnuppe sei,
Was Professoren sagen?
Mein Kind, mein Kind, dein Sinn ist schlimm!
Ich aber will ad interim
Es dennoch mit dir wagen.

Verwegen zwar, ich fühl' es, ist
Mein Thun, doch wenn Du gnädig bist,
Wird mirs zum Heil ausschlagen.

Komm, gieb mir deinen roten Mund
Und laß' uns küssen und lachen und
Kein' Menschen darum fragen.

Pfingstomnibus.

Zwei dicke Isabellen,
Die ziehn das Räderhaus,
Darinnen sieht's von hellen
Pfingstkleidern lustig aus.

Der Kutscher auf dem Bocke
Sitzt zwischen Zweigen grün;
Wunder! An seinem Rocke
Zwei Fliederbüsche blühn.

Die Peitsche läßt er wehen
Wie linden Wimpelschwung,
Die dicken Gelben gehen
Heut' wie zwei Fohlen jung.

Als wenn sie heut' zu Ehren
Dem Frühlingsfeiertag
Silberbeschlagen wären,
Klingt ihrer Hufe Schlag.

In hellen Resonnanzen
Tönt's wider der Asphalt,
Klipp-klapp von Liebe und Tanzen
Ein Lied empor mir schallt:

Ein lieber Junge ist der Mai,
Er sitzt mit grünem Kranze
Auf einer buschigen Linde frei
Und spielt uns auf zum Tanze.

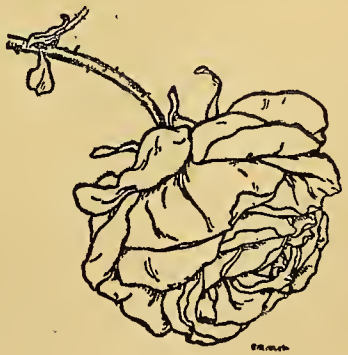
Hat Augen grade so wie du,
Die wie zwei Sonnen scheinen,
Er spielt und schwingt den Takt dazu
Mit seinen nakten Beinen.

Komm, Mädel, gieb mir deine Hand,
Wir wollen einen drehen,
Wie ihn der Mai, der Musikant,
Sein Lebtag nicht gesehen.

Nicht nach der Ueberzarten Art
Woll'n wir im Kreise schleichen,
Wir tanzen heute Himmelfahrt
Und nach des Maien Geigen.

Drum fassen wir uns fest und warm
Und wirbeln uns verwegen,
Hopp, Mädel, komm! In meinen Arm
Kannst du dich ruhig legen.

So hoch des Maien Geige singt,
So hoch will ich dich heben,
Wer tanzend in die Liebe springt,
Der springt ins ewige Leben.



Ein Trio.

Der Alte:

Ach Gott, ich habe Geld genung,
Doch fehlt mir die Begeisterung,
Schwach brennts auf meinem Herde.
Das junge Leben lockt so hell:
Ach schlüge doch mein Herz so schnell!!
Ich säß auf heißem Pferde.

Der Junge:

Ich brenn', ich brenne lichterloh!
Ich wollt', ich wollt' ich könnte so,
Ich könnte, wie ich könnte.
Verfluchte Habenichtserei!
Ach, hätt' ich Geld! ich schwömme frei
In meinem Elemente.

Die Schöne:

Dem Jungen sind die Lenden stark,
Der Alte hat im Sack das Mark:
Wenn die Zwei Einer wären!
Was soll ich thun, ich armer Schatz?
Der Eine kanns, der Andre hats,
Und ich muß mich verzehren.

Mädchenlied.

Auf einem jungen Rosenblatt
Mein Liebster mir geblasen hat
Wohl eine Melodei.
Es gab mir Dinge viele kund
Das Rosenblatt am roten Mund
Und war kein Wort dabei.

Und als das Blatt zerblasen war,
Da gab ich meinen Mund ihm dar
Und küßt an ihm mich satt.
Und viel mehr Dinge that noch kund
Der rote Mund am roten Mund,
Selbst als das Rosenblatt.

Das Mädchen ohne Bräutigam.

Wenn ich Braut bin, wenn ich Braut bin,
Will ich haben kein weißes Kleid,
Kein weißes Kleid;
Aus schwarzer Seide, so soll es sein,
Aber viele, viele weiße Rosen drein,
Große, weiße Rosen gestickt.

So will ich gehen, so will ich gehen,
Ganz langsam, langsam an den Altar.
Aber rote Rosen, ganz dunkelrote Rosen
Im Haar.

Und mein Brauthemd? Mein Brauthemd?
Wie soll das sein?
Vom allerfeinsten Linnen
Und schneeweiß soll es sein.
Blos oben am Halse von Spitzen ein Rand
Und unter den Spitzen ein blaßblaues Band.
So soll mein weißes Brauthemd sein.

Und dein Bräutigam, Mädel, wie soll der sein?

Schön und stark soll mein Bräutigam sein.
Nicht gar so baumlang, aber auch nicht klein,
Und nicht schniegelbügelglatt;
Mit den Augen soll er lachen,
Wenn er im Arme mich hat.

Kennst du so Einen?

Gott, bist du dumm! Ich kenne keinen.
Wenn ich einen kännte und hätt' ihn lieb,
Mir keine Zeit zum Ausmalen blieb.
Nähm ihn, wie er wäre, ob groß oder klein;
Auch das Brautkleid sollte mir einerlei sein.

Würde nach seinem Auge mich kleiden
In schwarze oder weiße Seiden.
Weiß doch, daß mir alles steht.

So ist dir gar nicht ernst, was du sagst?

Nein, bist du dumm, wie so ernst du fragst!
Blos, daß die Zeit vorübergeht,
Bis er kommt, den ich und der mich mag,
Vermal' ich bunt mir so den Tag.
Ach, dann, wenn er da ist, dann, ach, dann,
Mal ich mir weder Kleid noch Mann.
Dann thu ich ... Was denn?
Hasche mich, du!
Na, so komme doch, lauf doch, greif doch zu!
Gott, bist du langsam! Wenn ihr Alle so seid,
Brauch ich niemals ein Hochzeitskleid.

Mädchengeflüster.

Geflüster aus Mädchenmunde
In sommernächtiger Stunde,
Das ist wie Märchengesumm;

Drin raunt das Werden der Zeiten,
Viel Lachen und viel Leiden,
Und wie beim Wiegenliede der Mutter steh ich stumm.

Sie wissen nicht, was sie fragen,
Sie wissen nicht, was sie sagen,
Und ihrer Worte Klang
Ist doch ein tiefes Künden
Aus allen Lebens Gründen;
Mir wird es mir beim Klange der Glocken am Ostern bang.

Aus scheuen Dämmerungen
Wispern des Lebens Zungen;
Das ewige Rätsel lallt.
Da wird es den Mädchen bange
Vor ihrem eigenen Klange,
Aus dem das Wellenversinken der Welten widerhallt.

Inhalt

Inhalts-Reihenfolge.

Seite

Vorwort 9
Kalendarium des Januar 28
Neujahrsbesuch 29
Wunschzettel der lieben Engel im Himmel für uns arme Teufel auf der Erde, erste bis siebente Flocke 30
Kalendarium des Februar 32
Winter 33
Wunschzettel ꝛc., achte bis siebzehnte Flocke 34
Kalendarium des März 36
Das Wunder kommt 37
Wunschzettel ꝛc., achtzehnte bis einundzwanzigste Flocke . . 38
Rat 39
Vom Lorbeer 39
Kalendarium des April 40
Das grüne Wunder 41
Meine Antwort auf eine Rundfrage 42
Wahlspruch 43
Kalendarium des Mai 44
Komm her und laß dich küssen 45
Zwischen Saat und Sense 46

Seite

Der Dichter an den Philosophen 46
Künstlerkernspruch 47
Ach so! 47
Einem Geräuschvollen 47
Kalendarium des Juni 48
Frühsommerphilosophie 49
Für eifrig Fromme 50
Reisespruch 50
Misch dich nicht drein 50
Eigentum 51
Das kommt von den Ochsen 51
Kalendarium des Juli 52
Die Juli-Hexen 53
Glück auf die Reise 54
Ein Wappenspruch 55
Frage- und Antwortspiel 55
Kalendarium des August 56
Genug 57
Aesthetisches von den Kühen 58
Aus der Schusterperspektive 58
Für Beerensucher 59
Quietistendevise 59
Kalendarium des September 60
Spätsommerphilosophie 61
Wahrheit und Wahn 63
Spruch 63
Kalendarium des Oktober 64
Neuweinlied 65

Seite

Reimhatz 66
Meinen werten Feinden 66
Die gute Aerztin 66
Kleiner, hüte dich 67
Schwerthuldigung 67
Kalendarium des November 68
Der Alte am Abend spricht 69
Parabel 70
Hans und Grethe 71
Kalendarium des Dezember 72
Christoph, Rupprecht, Nikolaus 73
Lobetanz, ein Märchen 76
Wir beide wollen springen 110
Ehetanzlied 110
Herdglück 111
Krieg und Frieden 111
Scherzo 112
Allegorie 112
Eheduett 113
Antrittsvisite 114
Traumexegese 114
Für meine Frau 116
Hans Thoma 118
Vom Menschen 138
Ich wollte wohl, doch leider 142
Zum Ziele 143
Drei Ratschläge in einem Gedicht 145
Das Lied von Ferne 146

Seite

Grabschrift im Walde 146
Fritz von Uhde 148
Die heiligen drei Könige des Elends 171
Vision des Geißlers 172
Licht in der Nacht 173
Das Kreuz 173
Der Vögel Vorgesicht 175
Nachts an die Nachtigall 177
Arnold Boecklin 180
Der Eine und der Andere 208
Eine Parabel vom Mond und dem Riesen 210
Ekstase 211
Pan an die Sterne 212
Maestro Tod 213
Pan und die Geheimeräte, ein Phantasiestück 216
Gelübde 236
Des Teufels Nähfaden 237
Das Klapperwerk 238
Vom modern Lyrischen (Detlev von Liliencron und Richard Dehmel) 240
Das winkende Auge 258
Wenn's dämmert 258
Sehnsucht 259
Der Kaiser und das Meer 260
Kehraus 263
Maikaterlied 264
Wundersames Abenteuer in einem Omnibus und einem Hausflur 265

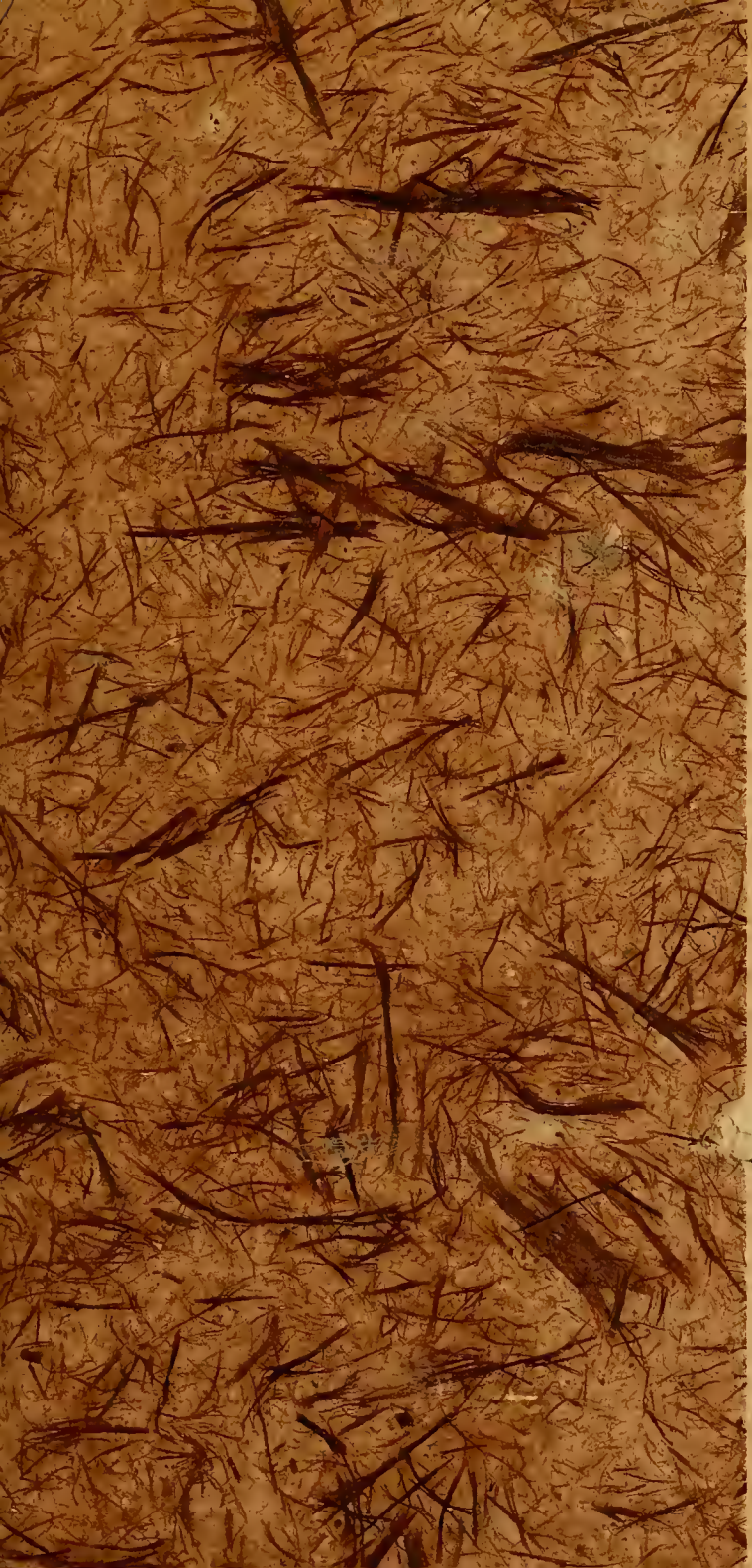
Seite

Ketzerküsse 266
Pfingstomnibus 266
Ein Trio 268
Mädchenlied 269
Das Mädchen ohne Bräutigam 269
Mädchengeflüster 271

Die größeren Prosastücke sind durch

bezeichnet.

Der Bunte Vogel von Otto Julius Bierbaum wurde im Auftrage von Schuster und Loeffler in Berlin bei W. Drugulin in Leipzig gedruckt vom 1. Oktober bis 8. Dezember Eintausendachthundertundsechsundneunzig.



Special 88-B
12964

THE GETTY CENTER
LIBRARY

Druck von W. Drugulin in Leipzig.